

# DIE FACKEL

Nr. 294 – 295

31. JANUAR 1910

XI. JAHR

## Die Mütter

Von *Karl Kraus*

(Nach einer juristischen und einer medizinischen Zeitschrift)

»Als Angeklagte erschien vor dem Schwurgericht in Glatz die 27jährige Dienstmagd Anna Werner aus Steinwitz. Sie ist beschuldigt, ihr 11 Monate altes uneheliches Kind Hedwig am 5. April 1908 ermordet zu haben. Die angeklagte Mutter ist selbst unehelicher Geburt und mußte bereits als Schulkind in Dienst treten. Sie hatte schon vor der Geburt der Hedwig zwei Kinder. Für diese hat sie liebevoll gesorgt; beide Kinder sind aber eines natürlichen Todes gestorben. Das kleine Mädchen wurde von der Mutter zunächst bei einer Frau in Glatz untergebracht. Diese behielt es aber nicht. Die Angeklagte brachte es zur Großmutter. Auch da blieb es nur einige Wochen und wurde ihr dann auf dem Felde wieder überbracht. Die Mutter fuhr dann überall herum, um eine Unterkunft für das Kind zu finden, wurde aber überall abgewiesen. Insbesondere wurde sie auch von den Gemeinden abgewiesen. Ja, die Gemeinden wehrten sich sogar dann, als eine Pflegestelle sich fand, dagegen, daß das Kind dort bliebe, damit nicht etwa für das Kind die Gemeinde vorläufig sorgen müsse. Die Mutter suchte den Vater des Kindes und die Mutter des Vaters in Ullersdorf auf, aber diese nahm es auch nicht. Um das Kind selbst pflegen zu können,

»Um das Kind im Mutterleibe zu taufen, hatte man früher zwei Methoden. Es wurde per vias naturales das Taufwasser entweder mit dem Finger oder mit einer Spritze auf den Fötus übertragen. Bei der ersten Methode wird das Wasser, ehe es den Kindsteil erreicht, abgestreift. Bei der zweiten Methode mußten die Eihäute erst perforiert werden, was unter Umständen für die Geburt schädlich wäre. Dann mußte durch Fingerkontrolle die Uterinspritze auf den Kindsteil dirigiert werden. Dies wäre bei engem Muttermund unmöglich, namentlich zu schwierig für eine ungeschickte Hebamme. In früheren Monaten der Schwangerschaft ist selbstverständlich diese Methode der Taufe unmöglich. Deshalb schlägt A. Treitner, Arzt in Innsbruck, eine neue Methode vor. Es wird eine Heilserumspritze mit 10 g Taufwasser gefüllt. Alle antiseptischen Kautelen, Desinfektion der Haut usw. werden gewahrt. Nur darf die Spritze nicht mit Desinfizienten desinfiziert werden, denn es könnte ein Rest der Desinfizienten in der Hohnadel bleiben und in das Taufwasser gelangen, wodurch namentlich wenn das Desinfizient riecht, die Gültigkeit der Taufe in Frage gestellt würde. Das Taufwasser muß reines Was-

ging die Mutter einige Wochen hindurch jeden Abend von Oberhansdorf nach Niederhansdorf und übernachtete da und kehrte nach Oberhansdorf am andern Morgen zurück. Der Vorsteher in Oberhansdorf gab es nicht zu, daß das Kind dort untergebracht werde. Auch aus Niederhansdorf, wohin es in Pflege getan war, mußte es fortgenommen werden, weil der Gemeindevorsteher widersprach. Schließlich brachte die Mutter das Kind bei einer Frau in Glatz unter. Sie zahlte zehn Mark monatliches Pflegegeld, während ihr Lohn nur elf Mark fünfzig Pfennig, betrug. Von dem Vater des Kindes, der wegen Körperverletzung ins Gefängnis gekommen war, erhielt sie keine Unterstützung. Der Angeklagten wurde dann mitgeteilt, das Kind könne auch nicht in Glatz bleiben, die Polizei fordere die Fortschaffung des Kindes binnen vierundzwanzig Stunden. Die Mutter bat den Vormund, mit ihr den Bürgermeister zu ersuchen, das Kind in Glatz zu lassen. Der Vormund lehnte das ab. Er meinte, der Bürgermeister würde die beiden doch nur rausschmeißen. Sie ging dann selbst zum Bürgermeister und bat ihn flehentlich, das Kind in Glatz in der Pflege zu belassen. Der Bürgermeister wies aber die Bitte der Mutter ab. Nun wußte die Mutter nicht, wo sie das aus Oberhansdorf, Niederhansdorf, Ullersdorf, Glatz herausgejagte Kind unterbringen könne. In ihrer Verzweiflung beschloß sie, das Kind zu töten. Sie legte es in eine Lehmgrube und bedeckte die Leiche mit Lehm und Erde. Erst ein Jahr später wurde durch Zufall die Leiche des Kindes aufgefunden und durch die Kleider die Herkunft des Kindes ermittelt. Der Waisenrat, an den sich der Vormund Rat suchend gewendet hatte, hatte diesem erklärt: 'Man muß es den ledigen Personen nicht so leicht machen, sonst kommen sie

ser sein. Die Hohnadel hat eine Länge von 10 cm. Bei Kopflage, also in 96 % aller Fälle, wird die Nadel zwei Querfinger oberhalb der Symphyse senkrecht eingestochen. Vorher soll die Mutter urinieren. Die Hohnadel wird eingestochen, bis man auf eine resistente Stelle gelangt, welche auch durch mäßiges Andrücken der Nadel nicht überwunden werden kann. Diese Resistenz bieten die Kopfknochen dar. Findet man nicht diese Resistenz, so wird die Spritze bis an die Bauchhaut zurückgezogen, sie wird in anderer Richtung nach rechts, nach links, nach oben und unten eingestochen, bis man den Kopf findet. Gelingt es auch dann nicht, den Kopf zu finden, so zieht man die Hohnadel völlig heraus, sticht sie 1—2 cm von der ersten Einstichöffnung ein, um sämtliche Kombinationen zu wiederholen. Mehr als 3—4 erneute Einstiche brauchen kaum gemacht zu werden. Falls etwa einer sterbenden Mutter eine Entkleidung zu beschwerlich fallen würde, so kann auch der Einstich der Nadel ganz leicht über dem Hemde vorgenommen werden. Ja selbst aufs Geratewohl kann man an einer beliebigen Stelle des vorgewölbten Bauches durch die Kleidungsstücke hindurch den Einstich machen. Dann besitzt allerdings die Taufe nur wahrscheinliche Gültigkeit. Hat man den Knochen mit der Nadelspitze gefunden, so wird die Nadelspitze mit ziemlicher Kraftanwendung so weit als möglich in den Knochen eingespießt. Es soll nämlich das Taufwasser auch das Unterhautzellgewebe des Kindskopfes bespülen, weil ja der Kopf mit Vernix caseosa bedeckt sein kann, dann flösse das Wasser von dem Fette wirkungslos ab, was die Gültigkeit der Taufe in Frage stellen würde. Die Anwendung eines hohen Druckes ist ein notwendiges Erfordernis, damit durch den ge-

fortwährend mit Kindern. 'Nach dieser Antwort glaubte der Vormund der Pflicht enthoben zu sein, dem Vormundschaftsgericht selbst mitzuteilen, daß für das Kind keine Pflegestelle aufzutreiben war. Ein Gemeindevorsteher wurde als Zeuge befragt, warum denn das Kind fortgeschoben sei, zumal doch keinerlei Kosten der Gemeinde erwachsen, da die Gemeinde ein Recht auf Wiedererstattung seitens der Unterstützungsgemeinde habe. Er erklärte, das verursache viel Scherereien — um den Scherereien aus dem Wege zu gehen, schiebe man Personen, von denen man befürchtet, sie könnten unterstützungsbedürftig werden, dem Gesetz entsprechend ab. — Die Geschwornen bejahten die Frage, ob vorsätzliche und mit Überlegung ausgeführte Tötung vorliege. Das Urteil erging dahin, daß die Angeklagte zum Tode und zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt wurde. Der Vorsitzende leitete die 'Verkündung des Urteils mit den Worten ein: 'Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden'. «

waltsam eingepreßten Wasserstrahl das die Taufstelle umgebende Fruchtwasser möglichst weit beiseite gedrückt werde. Beim Ausspritzen des Wassers werden dann die Taufworte gesprochen. Diese Art der Taufe soll nicht vor Mitte der Schwangerschaft angewendet werden, da die Schwangerschaft vorher von Nichtärzten nicht mit Sicherheit zu diagnostizieren ist. Es könnte ja ein Tumor vorliegen. Bei plötzlichen Todesfällen der Mutter soll man die bedingungsweise Taufe noch 5 — 6 Stunden nach dem Tode, ja man kann sie noch 10 — 12 Stunden nach dem Tode spenden. Der Verfasser hält seine Methode für den Fötus nicht für schmerzhaft, weil die Gehirnschicht empfindungslos ist, auch nicht für gefährlich, denn die Erfahrungen der Gehirnchirurgie haben ergeben, daß ein Stich in die Gehirnhemisphäre, selbst mit einem Messer, nicht nur nicht tödlich, sondern nicht einmal gesundheitsschädlich ist. Die Pfarrämter sollen ihre Taufutensilien mit dieser Taufspritze komplettieren, um diese dann im Bedarfsfalle der Hebamme des Ortes zu überlassen.«



## **Lebensform und Dichtungsform**

*Von Otto Stoessl*

Die Dichtung, in welcher sich das äußere und innere Leben der Menschen als in einer geistigen Zusammenfassung wiederfindet, entspricht in ihren Grundformen den Organisationen des Daseins selbst. Sie ist gleichsam ein Reflex der menschlichen Gebilde, durch deren bedeutende Erscheinung hervorgerufen, von einem erregbaren Geiste aus einem unwillkürlichen Empfängnisvorgang zu einem bewußten Schöpfungsakt umgewertet. Es handelt sich immer um eine individuelle Antwort auf ringsum wirkende Anreize. Die Welt als ge-

meinsame Erscheinung geht durch ein persönliches, einziges Wesen — den Dichter — sinnlich, doch vergeistigt hindurch und wird als Antwort sich selbst, erneut und geordnet rückerstattet. Wie aber das Auge nur einen begrenzten Teil der Außenwelt als Bild erfragt, so empfängt auch der schöpferische Geist immer nur mit einem begrenzten Teil der unermesslichen äußeren Welt ihren bestimmenden Gesamteindruck. Ein Einzelwille schaltet das Unge- mäße schon bei der Aufnahme aus, zieht das Ansprechende heran. Die schließliche Antwort: das dichterische Werk enthält alle nach persönlicher Notwendigkeit und Willkür geordneten Eindrücke in einer persönlichen Aussage, deren Form selbst wieder den objektiven Inhalt subjektiv herausstellt. So wird der Stoff erst bei der unmittelbaren Aufnahme, dann bei der Wieder- gabe, gleichsam zweifach geläutert.

Die Notwendigkeit der Aufnahme wird durch die notwendige Begren- zung des Aufnehmenden, das Schicksal der Aussage durch deren geheimnis- volle Willkür begründet. Diese zwiefachen Bindungen bedeuten ebensoviele Freiheiten, wie denn der wahrhafte Geist jede Notwendigkeit zur Freiheit steigert. Das Erhabene der ineinanderwirkenden Bedingtheiten liegt darin, daß durch solche Ausschaltung und Einschränkung das schließliche Bild nicht verkleinert, sondern erweitert wird. In der engsten Form und dem scheinbar geringsten Gegenstande bleibt doch immer das Ganze der Welt beschlossen, erkannt, wiedergeboren. Ja dieses Ganze besteht ohne schöpferische Wieder- gabe überhaupt nur als unfaßbares Chaos und wird erst durch die eingren- zende Formung zum Ganzen, ein Nebelschleier verdichtet sich — der Name des »Dichters« bezeichnet sein Tun — zum Sterne, schwebende Schatten wer- den Gestalten, die vorübergleitende Menge wird zur Menschheit, Ereignisse werden Schicksale, Begebenheiten und Gefühle entwachsen Gesetzen. Dich- tung gibt Einheit aus Fülle.

Man erkennt, daß in gewissem Sinne stets Form auf Form antwortet und daß dem Gegebenen immer der verwandte Geist bereit ist, den es erfüllt und der es, als wunderbare Kelter, empfängt und zurückgibt.

Den drei Urformen der Poesie: Lyrik, Drama, Epos entsprechen drei we- sentliche menschliche Zustände und Eindrucksgebiete. Das Ich, der Einzelne in seiner Sonderung, Standfestigkeit und kosmischen Selbstsicherheit, die Fa- milie, als erste Verbindung, sowohl gegensätzlicher, als verwandter Elemente zu einer Frucht, die platzend, neue Samen zu neuen Gesellungen ausschüttet, schließlich die Gemeinde, der Stamm, die Nation, der Staat, oder wie immer man die höhere Zusammenfassung von Menschengruppen zu schicksalhaften Gebilden abgrenzen will. Diesen drei Urprinzipien der erdbewohnenden Menschheit geben die zugehörigen schaffenden Geister als Antwort ihr Bild, und Gleichnis zurück.

in der Dichtung wird aus der Lebensform die poetische ausgereift und jede enthält auf ihre Weise, in ihrer Sprache und mit ihren Darstellungsmit- teln das Ganze der Welt, so wie diese im einzelnen Menschen, in der Familie und im Staate durchaus enthalten ist.

Zuerst und zuletzt steht immer der Einzelne, der schicksalhafte Mensch, als gebundener Teil, als wirkende Einheit, bestimmt und bestimmend. Gefühl und Vernunft antworten aus ihm dem brausenden Ungefähr ringsum. Das ist das Lied: ein Echo der Stimmen, ein Widerschein des Lichtes, die Sprache wird das einzige Maß der Dinge, sie behält die Instinktnatur einer unwillkür- lich dem Eindruck entgegengestreckten, wehrenden, flehenden oder preisen- den Gebärde. Aber die unentrinnbare Gemeinschaft des menschlichen Lebens gewinnt in dieser Aussage eine einzige Veredelung zur Besonderheit. Die lyri- sche Form wehrt alle Gemeinschaft ab, indem sie ihr unterliegt, sie gibt sich

ihr so mächtig hin, daß das Gemeinsame gleichsam in der Umarmung erdrückt wird. Das lyrische Gedicht als gewaltiges Lautwerden von menschlichen Urinstinkten behält in dem stöhnenden Zwang seiner Fassung, deren Rhythmus die Notwendigkeit des gehenden Pulses hat, die erste und letzte, tiefste Vereinzelung des Menschen. Seine äußerste Einsamkeit redet sozusagen von den Grenzen der Welt her zu dem Meere von Einsamkeit ringsum. Es ist die unbedingteste, zügelloseste Freiheit im Zwang dieser Aussage, bis auf den Klang und Rhythmus wird alles äußere, materielle durchaus verinnerlicht. Nur daß das Gedicht auf dem Weg über Gefühl und Leidenschaft seinen Inhalt völlig vergeistigt, macht es zu einer Weisheit, deren Organ, um mich des Ausdrucks eines vornehmen Autors <sup>1</sup> zu bedienen, im Herzen wohnt. Gelegentlich nähert sich diese bis auf Rufweite der Erkenntnis des Denkers selbst. An jener Quelle der Unterwelt, wo die Schatten vom Blute trinkend, Leben gewinnen, trifft diese Dichtung mit der Philosophie zusammen, welche, vom Blute trinkend, wiederum der Poesie ähnlich wird. Überhaupt enthält die Lyrik, wie ihr Lebensvorbild, das Individuum, alle Schicksale der Menschheit, alle Möglichkeiten und Schicksale der Dichtung als in einem Keime. Denn aus dem Gedichte, aus dem Wortgesange des bewegten, einsamen Gemütes haben sich alle anderen Formen entwickelt, wie aus den Einzelnen alle Gesellschaften.

Die zweite Organisationsform: die Familie findet im Drama ihr Gleichnis.

Das Drama vereinigt, wie die Familie, eigentümliche und notwendig verwischerte Gegensätze. Sein Inhalt: die endgültige Austragung der einander bedingenden und darum einander mit der Energie chemischer Wahlverwandtschaften suchenden, naturgegebenen Konflikte wird mit der Unmittelbarkeit direkter Aussage und Gegenrede der verstrickten Charaktere herausgestellt. Dieses leibhaftige Gegenübertreten der Einzelnen, deren jeder sein Ich in Worten durchführt, welche den feindlichen Individuen das Ihrige entlocken und aus dem wirkenden Zwiegespräch Tat, Schicksal, neue Vereinzelung und neue Verbrüderung erzeugen, vergegenwärtigt den poetischen Ursprung aus der lyrischen Äußerung des Individuums. So trägt ja die Familie auch ihre höchstpersönliche Entstehung aus gegensätzlichen und verwandten Einzelnen an der Stirne geschrieben. Sie wird erschaffen, um in kämpfender Fruchtbarkeit neue Menschen hervorzubringen. Diese Vereinigung wird nur um der Loslösungen willen bewirkt. Das ist der vornehmliche Gegenstand des Dramas. Wenn man seine typischen und in ewiger literarischer Wiederkehr abgewandelten, sozusagen exegetisch durchgebildeten Stoffe beobachtet, wird man unschwer ihren familienhaften Grundcharakter erkennen. Historische und politische Probleme spielen nur begleitend mit und treten in den engeren Kreis einer familienhaften Gesellschaft, wie denn die Geschichte selbst menschheitliche Geschehnisse und Bewegungen in einem begrenzten Felde sinnfällig macht, als ob sie Taten und Erlebnisse einer einzigen schöpferischen Person oder kleiner Organisationen wären. Eigentümlich ist dem Drama wie der Familie auch vor allem die Restlosigkeit der völlig ausgetragenen Gegensätze. In dieser Organisationsform macht die Natur sozusagen immer für die Zukunft reinen Tisch.

Nun ist aber auf der weiten Erde bei dem endlosen Krieg aller gegen alle nicht bloß die tragische Vernichtung, vielmehr ein schließlich duldsames und notwendiges Nebeneinander zu Hause. Über der Vereinigung, Ablösung und Erneuerung der Einzelnen in der Familie mit ihrer dramatischen Folgerichtigkeit steht die fruchtbare epische Läßlichkeit der Gesamtheit. Die Natur

---

1 »Prinz Hamlets Briefe«, Reichl & Comp., Verlag Berlin . MCMIX.  
Autor: Gerhard Ouckama Knoop

[KK]

produziert in Fülle und überantwortet ihre Geschöpfe dem Ungefähr. Das Gerechtete und Lebensfähige schließt sich zusammen ohne genaue Prüfung der Lebenswürdigkeit. So entstehen übergeordnete Verbände und Gemeinschaften, erst als Notdach, welches dem Menschen gegen den Menschen Schutz verleiht, dann als schöpferisch ausgestalteter Bau, der Zusammengehörigen eine gewisse Würde und sinnvolle Eintracht der Existenz gewährt. Was einer großen Anzahl von Menschen an wesentlichen Instinkten, Anlagen, Kräften gemeinsam ist, überwindet ihr Widersprechendes, sie lernen einer höheren Ordnung dienen, um der eigenen Natur schöner, sicherer leben zu können. Ein geheimes Zusammengehörigkeitsgefühl siegt über die Vereinzelung. Das Bewußtsein der Menschheit erwacht im Menschen. Der Staat ist seine Schöpfung, das Epos sein dichterischer Ausdruck.

Hier spricht der Einzelne nicht mehr direkt, sondern das Ganze redet aus dem Einzelnen, auch wenn er von ihm redet. Mag der epische Stoff ein besonderes Schicksal, Entwicklung einer Persönlichkeit, Ereignisse einer Familie oder eines begrenzten Personenkreises behandeln, das allgemeine Nebeneinander, die großartige Einwirkung der ganzen Umwelt auf die Zustände der beobachteten Menschen, eine politische Natur waltet immer vor. Was geschieht und berichtet wird, bleibt auf die zeitliche Form der bestimmenden Gesamtheit bezogen. Der dargestellte Inhalt erscheint als Gleichnis einer gegebenen, umfassenden Organisation. So erzählt jede epische Dichtung Geschichte. Sie ist repräsentativ. Die zunehmende Annäherung der nationalen Kulturen infolge der technischen Vervollkommnung hat mit der Ausgleichung und demokratischen Herabminderung der politischen Besonderheiten die Dichtung um ihre unmittelbare Wirkung gebracht. Sie steht ihren Menschen nicht mehr Aug' in Aug' gegenüber. Diesem Schaden der verlorenen Unmittelbarkeit der epischen Kunst steht ein Gewinn an Verinnerlichung und Erhöhung des schöpferischen Selbstgefühles gegenüber. Das politische Gewissen des epischen Dichters empfindet den Staat nicht mehr als erhabene und erhöhende Einheit, sondern als mechanisiertes Chaos, als sinnlos stampfende Maschine, welche das bißchen Erdenraum wie eine Walze ebnet. Aber selbst diese Verneinung wird durch die politische Artung des epischen Geistes ausgewertet, indem Kritizismus zum Pathos, Satire zur Gestaltung, Skepsis und Humor zu einem neuen Lebensinhalte anwachsen. Das Vorwiegen individueller Probleme, die Verinnerlichung der epischen Handlung, die Entdeckung eines vorherrschenden geistigen Lebens, welches an Stelle sinnlich leuchtender physischer Existenz getreten ist, bezeichnen die eigentümliche politische Natur des Epischen, sie widersprechen ihr nicht.

Unsere Zeit erlebt eine mähliche Umgestaltung des Staates. Die individuellen politischen Einzelgebilde, welche vordem, familienhaft eng abgegrenzt, dramatisch sinnfältige Schicksale tragisch kurzlebig austrugen weichen mehr und mehr ungeheuren Verbänden, deren äußere Vorgänge typisch und endlos, langweilig und mechanisch scheinen. Dabei tritt aber die willentliche Verinnerlichung des Einzelwesens und der Teilorganisationen in strenger Vergeistigung hervor. Die Geschichte wird zu einer wachsenden Gestaltung des inneren Lebens. Der Vergeistigung der Geschichte antwortet die Verinnerlichung der epischen Kunst. Was die Politik als Instinkt erlebt und zeigt, vergegenwärtigt das Wesen des Erzählers als schöpferische Macht. Geschichte machen und Geschichte schreiben, die höchste Lust und Gabe des menschlichen Geistes, bleibt Sache des seltenen Einzelnen, für den die ganze Welt Mittel und Gegenstand seines persönlichen Willens ist, unerschöpflich an Abenteuern und Aufgaben, ein immer erneutes Nichts und Chaos, aus dem immer wieder ein strahlendes Etwas und Ganzes zu bilden ist. So führt die Natur in

verschleierter Vereinfachung auf tausend Umwegen alles Geschaffene auf den Schöpfer, alle Gemeinschaft auf den Einzelnen zurück, als ob sie ihm allein dienen wollte, der herrschen darf.

\* \* \*

## Das Schicksal der Maschine

Von Ludwlz Rubiner

Es gibt Dinge, mit denen niemand etwas zu tun hat, und auf die jeder stolz sein will. Zum Beispiel auf Erfindungen, die andere machen. Früher war man Zeitgenosse, was längst veraltet ist. Heute ist man Stimmungselement der Entwicklung. Geistesströmer.

Es ist doch so: Menschen, die eine Erfindung machen, stehen vor dem ekstatisch Momentanen und der verzückten Spontanität ihrer Idee immer wieder als vor einem unbegreiflichen Wunder. Dabei sind sie stets von neuem erstaunt, daß nicht andere Leute auch auf die grundlegende und typische Einfachheit ihrer Gedankengänge gekommen sind. Hier regt sich die Unverschämtheit des Geistesströmers und Hintergrundmoleküls. Wie — die Sache ist so einfach, daß sie ein anderer auch hätte machen können? Gut, dann wäre ja am Ende sogar der Geistesströmer darauf verfallen? — was soviel bedeutet als: Der Nebenmann und Routinier macht sein Anrecht auf die Leistung geltend! Es lebe die Entwicklung! Selbstverständlich ist die Hoffnung auf unentwegte, treue und stramme Entwicklung der neue kindliche Glaube von den Weltanschauung—Salons des Proletariates bis zu den ästhetisch—humanitären Kontoren der modernen Bourgeoisie; eine kindliche Hoffnung, auch einmal Teil an etwas zu haben, für das man nicht kann. Also geniert man sich immer noch, sozusagen aus Sicherheitsgründen, in verschämter Öffentlichkeit, wo doch jeder den Lohn für sein massenhaftes Auftreten haben will, zuzugeben, daß die wunderbaren Versprechungen der Fachmänner von der Entwicklung der Technik einfach noch nie gehalten werden konnten. Es wäre naiv, zu glauben, daß einmal alle Leute, die nicht Techniker sind, ungeduldig werden müssen, wenn jene so durchdringend und hochtrabend wiederholten Versicherungen nicht aufhören wollen: die technische Evolution gipfele nächstens einmal in einer pompösen Zukunft.

Immerhin vermag keiner von allen den glückseligkeitsstrotzenden Fachmännern auch nur zu sagen, welchem Ziele die Änderungen in der Konstruktion einer Maschine zustreben. Noch fraglicher erscheint es sogar, ob überhaupt ein solches Ziel da ist. Als der Phonograph erfunden wurde, erwartete man, natürlich von den folgenden Jahren eine ungeheure Veränderung im Charakter des Apparates, genau wie zwanzig Jahre später vom Kinetoskop. Aber diese Instrumente sind auch in ihren subtilsten Vollendungen noch, des Grammophons und des Kinematographen, unter die Äußerungsfähigkeiten gebannt geblieben, die sie in der Stunde ihres ersten Erscheinens hatten. Es sind Vergnügungsautomaten geblieben, und die geringen und gezwungenen Anwendungen solcher Maschinen in den Wissenschaften bedeuten nur langwierige Umwege gegenüber der zugleich analytischen und synthetischen Auffassungsfähigkeit des Menschen. Ähnlich wie die Anwendung, der Mathematik in der Psychologie auch nur rein tautologische Bestätigungen ergibt.

Natürlich zweifelte vor fünfzig Jahren kein gebildeter Mensch daran, daß wir heute auf »Flügeln des Dampfes fliegen« würden! Aber man darf feststellen, daß seit James Watt die Arbeitsgebiete der Dampfmaschine sich gar

nicht verändert haben, sondern daß nur die Leistungen potenziert wurden; schon vor Fulton trieb doch Dionys Papin ein Dampfschiff — übrigens Daten einer billigen Gelehrsamkeit, die sich jeder aus dem Konversationslexikon holen kann. — Ebenso natürlich zweifelte zu Daguerres Zeiten kein Mensch daran, daß die Photographie selbstverständlich einst die Malerei ablösen werde. Nun, darüber hat man sich in den letzten Jahren genügend ausgesprochen. Dagegen ist der ursprüngliche Charakter der Photographie, nämlich die mechanische Reproduktion, zur Massenhaftigkeit gesteigert worden.

Die Dynamomaschine und das Telephon, die Bogenlampe und die Schreibmaschine sind nur immer detaillierter und komplizierter durchkonstruiert worden, und das Grundmoment ihrer Verwendung ist immer gleichartiger durch die Massenverbreitung erhalten geblieben.

Aber die Aeronautik — — Entwicklung des Ballons zur Flugmaschine! — Gerade bei der Aeronautik können Unbefangene und Unaufgeregte am deutlichsten erkennen, daß es in der Technik keine Entwicklung gibt. Der Ballon hat sich seit den hundert Jahren seiner ersten Konstruktion nicht verändert. Schon an den allerersten Ballons hat man ja versucht, Flügelruder und Steuer anzubringen; das »Reichsluftschiff«, der »Parseval« Engländer, Franzosen sind wie vor hundert Jahren jedem Zufall schutzlos ausgesetzt. Diese »Lenkbaren«, ganz gleich ob »starr« oder »unstarr«, können bei Sturm nicht fahren, und mit ihren Größenmassen stehen sie in einem lächerlich ungleichen Verhältnis zu dem Raum, den sie transportieren können. Glück, Tod und Ziel sind heute gerade so unbestimmbar wie vor hundert Jahren. Aber der Ballon hat sich nun nicht auch zur Aeroplan—Flugmaschine »entwickelt«, sondern die Flugmaschine »Schwerer als die Luft« (Lexikon!) beruht auf einer vollständig anderen und relativ neuen Idee, die mehr als unabhängig von den Prinzipien des Ballons ist. Nun ist aber der Charakter des Aeroplans als eines Versuchsapparates und Sport— oder Schauobjektes bereits erwiesen, und es ist unzweifelhaft, daß einer Flugmaschine der Zukunft, die große Gepäcklasten und viele Personen befördern kann, aus einem wiederum vom gewohnten völlig 'verschiedenen, neuen, noch ungeahnten Gebiet der Idee und der Prinzipien konstruiert werden wird.

Die Elektrisiermaschine kann seit den dreihundert Jahren ihrer Grundkonstruktion durch Otto von Guericke auch nichts anderes, als Papierbüschel in Bewegung setzen und den Blitz imitieren.

Element, Akkumulator und Dynamo sind nicht Entwicklungsstadien der alten Elektrisiermaschine, sondern Erfindungen aus überraschend verschiedenen Ideengebieten, die das Prinzip der Elektrizität nur etwa gerade so gemeinsam haben, wie die Dramen Shakespeares und die Dramen Racines den Untergrund menschlicher Gefühle.

Es ist manchmal wunderbar gut, Laie zu sein. Man steht außerhalb der Grenzen eines Faches und überschaut diese jenseitigen Dinge nach dem bloßen Vergnügen oder dem bloßen Nutzen. Unverwirrt durch Begeisterung für Spezialkenntnisse sieht man: Es gibt keine Entwicklung der Maschine. Der Maschine kann es gar nicht widerfahren, daß sie sich, gleichsam durch allmähliches Ankristallisieren, erweitert, Form und Bau verändert und eines Tages unmerklich etwas ganz anderes geworden ist. Nein, die Maschine wird in die Welt hineingesetzt, gleich fertig in ihrem ganzen Umriß und Charakter. Da kann nur noch verfeinert und gesteigert werden, aber die qualitativen Attribute sind schon von Anfang an entschieden.

Die Maschine ändert ihren Charakter nicht. Das Automobil hat sich nicht aus dem Fahrrad entwickelt, sondern es repräsentiert eine völlig neue Ideenreihe.



An der Maschine erkennt man unerhört klar, was Prädestination ist. Das ganze Leben der Maschine und der Maschinengeschlechter ist nur darauf gerichtet, den Grundtypus jeder einmal gefundenen Struktur für alle Ewigkeit aufs leistungsfähigste zum Ausdruck gelangen zu lassen. Sobald der Grundtypus einer Maschine sich verändert, zeigt es sich, daß die neue Struktur nicht eine Entwicklung der alten ist, sondern ein neues Maschinenwesen mit ganz anderen und neuen Aufgaben, und aus einer ganz neuen Ideen—Ebene und einer anderen Kategorie.

Das Schicksal der Maschine ist, nur einmal zu sein. Und dieses Einmal kann sehr lang oder sehr kurz dauern. Aber das ist auch das Schicksal ihrer Ideen.

Hier enthüllt sich endgültig die ganze Fragwürdigkeit einer Entwicklung der Technik. Denn es gibt keine Entwicklung der Idee. Die Idee steht auch ganz außerhalb einer Wertbemessung. Jede Idee ist wie jede andere ein vollkommenes Individuum, ein Abgegrenztes. Das Schicksal der Idee liegt in ihrem (seinem?) vollkommenen Ausdruck.

Entwicklung der Technik anzunehmen ist eine hypothetische Behauptung, die sofort von der bloßen Beobachtung entlarvt wird.

Nun scheint es aber, als sei bei dieser Behauptung auf die Wirklichkeit und Erweislichkeit der Tatsachen gar kein besonderer Wert gelegt, und als solle eine »Entwicklung der Maschine« gar kein Dogma sein, sondern nur der halb zufällig und unklar erfaßte Ausdruck für eine Stimmung. Beim Überblicken jenes schwer und nur unscharf zu erfassenden Komplexes sich kreuzender und scheinbar mischender alter und neuer Ideen tritt die ungewisse Stimmung des Fließenden auf, und sie wird der ganzen Gruppenreihe der Ideen als wahrhaftig historisches Geschehen unterschoben. Man deutet diese sehr subjektive Stimmung eines unscharf vorüberlaufenden Momentes in eine unscharfe Geschichte des Objektes um, und man konstruiert aus der augenblicklichen Gemütswirkung der Ideen eine Entwicklung ihrer Objekte.

Zweifeln wir nicht — die Hypothese der Entwicklung verwirrt uns. Sie scheint jedesmal ein neues Ziel zu suchen, wenn wir bei den neuen Wirkungen neuer Ideen stehen.

Aber die Ideen fallen auf uns, wie die Meteorsteine. Und innerhalb der Ideen, deren jede wie ein eigener Weltkörper ist, erscheinen die Maschinen. Es ist das vorbestimmte Schicksal der Maschine, knarrend, ächzend oder lautlos, nur in ihrer bloßen Tätigkeit zu zeigen, daß sie die höchste Leistung und der stärkste Ausdruck ihrer Idee ist, bis man sie nicht mehr braucht.

\* \* \*

## **Briefe von Ferdinand Kürnberger**

Mitgeteilt von Luise Hackl — anlässlich des Erscheinens des ersten Bandes der Gesammelten Werke von Ferdinand Kürnberger (Verlag Georg Müller, München und Leipzig), der »Siegelringe«, einer Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Diese bisher unveröffentlichten Briefe sind an den Politiker Dr. Josef Kopp und dessen Gattin gerichtet. Im September 1875 weilte Kürnberger zu Besuch in Klobenstein auf dem Berge Ritten nächst Bozen, bei der Mutter (Frau Pascoli) und der Schwester (Frau v. Atzwang) der Frau Kopp. »Wer mir begegnet und mich fragt: Was arbeiten Sie jetzt? Dem antwortete ich: Briefe« schrieb Kürnberger einmal an eine Dame. Und er fährt fort: »Ich habe es immer gesagt und sage es bei jeder Gelegenheit: Ein Schriftsteller, auch wenn er noch so viele Bände hinterläßt, repräsentiert damit nur den

kleineren Teil seiner Tätigkeit; das Meiste, was er geschrieben hat, sind Briefe«. Diese Auffassung Kürnbergers rechtfertigt die Publikation seiner Briefe. Nicht jeder Autor vertrüge so gut die Herausgabe seiner Korrespondenz, die vor Kurzsichtigen leicht eine Entstellung des geistigen Bildes bewirkt.

Klobenstein, den 10. September 1875.

Verehrter Freund!

in solchen Stunden lebe ich wie ein abgeschiedener seliger Geist. Ich komme buchstäblich in die Illusion, daß ich in Wien gestorben bin und in Klobenstein auferstanden. Gestorben ist die Börse, das Kaffeehaus, das Pflastertreten, der Straßenlärm, das Werkeln, der Zeitungstratsch. Wie sehe ich hier eine Wiener Zeitung an! Wohl, die Hauptstadt muß für das ganze Reich denken, aber sie denkt schlecht! So oft die Zeitung auf den Tisch aufgelegt wird, kommt mir der Tisch befleckt vor, — der Tisch, an dem die alte Frau Pascoli präsidiert, die ehrwürdigste Patriarchin, die ich je kennen gelernt.

Ich finde diese Frau weit über meiner Erwartung. Daß ich es nur gestehe, Ihr Haus hat mir nicht das richtige Bild beigebracht. Sie betonten mir immer in erster Linie ihren Humor, über die Pfaffen zu schimpfen, — »und doch ist sie fromm«, setzten Sie dann hinzu. Ich möchte es jetzt umgekehrt formulieren. Zuerst ist sie fromm; die Religiosität der stärkste Zug ihres Charakters, das Urchristentum ihr lebendigstes Herzensbedürfnis. Und erst weil sie als Urchristin von den Nachchristen sich betrogen sieht, schimpft sie über die Pfaffen. Es ist ganz das nämliche Verhältnis, wie wenn wir den Hamlet in einer Schmiere und den Don Juan von Bänkelsängern aufgeführt sehen. Es ist der Schmerz über ein profanisiertes Heiligtum. Es ist nicht Schimpf—*Lust*, sondern Schimpf—Schmerz!

Als Frau faßt sie die Sache moralisch und nicht historisch. Es entgeht ihr der kühle Trost der objektiven historischen Schule, womit sie die Kirche betrachten könnte — wie die benachbarten Erdpyramiden, nämlich als einen Verwitterungsprozeß. Daß die Zeit, indem sie neues Gutes erzeugt, das alte Gute verschlechtert und dann »Der Zahn der Zeit« wird, diese Reflexion ist nicht weiblich. Die historische Schlechtigkeit ist ihr die Schuld der einzelnen schlechten Personen. Aber wenn uns der Historiker die natur—gewordene Notwendigkeit des Übels so gut einsehen lehrt, daß wir vor lauter Einsicht das Übel kaum mehr empfinden, so reagieren Frauen wie die Pascoli aufs erquickendste gegen diese philosophische Erschlaffung, indem sie vor lauter Empfindung die Einsicht ausschließen. Sie sind dann just so naturnotwendig wie Ranke selbst, dem sie das Gleichgewicht halten und ebenbürtig zur Seite stehen. In diesem Sinne ist mir die alte Frau selbst eine historische Erscheinung und ich habe das volle Gefühl, daß ich etwas sehe, was man nicht alle Tage sieht. Solche Menschenbilder gehören nicht der Sterblichkeit an, sondern der Geschichte. Wollte Gott, ich könnte sie in einem Roman verewigen, um einen etwas geckenhaften Ausdruck zu gebrauchen. Aber die Blume müßte mir verdorren, ohne die Wurzel und die Erde an der Wurzel. Ich dürfte sie nur bringen in der ganzen bündigen Kraft ihrer naiven Volks-

tümlichkeit, ihrer tirolischen Landesrede. Und die beherrsche ich als Wiener nicht.

Heute morgens beim Frühstück erzählte sie, wie sie einem Klobensteiner Bauer »*das allerheiligste Gut*« klar machte. Das sei Gott im Himmel, aber nicht ein Blätterteig in einem Metallreif. Mir standen die Haare zu Berge. Eine Gänsehaut überlief mich. Wir gebildeten Hasenfüße glauben Wunders zu tun wenn wir systematisch um den Brei herumgehen und mit den Heiligen, mit der Ohrenbeichte oder dem Zölibat »anfangen«. Dieses Weib fängt gleich mit dem Ende an! Einem Bauer das Altarssakrament auszureden, genügt ihr just für den ersten Anlauf! Sie packt den Stier bei den Hörnern und bohrt das Brett an, wo es am dicksten ist! Wahrlich, wahrlich, ich sage Ihnen, der nächste Reformator ist vielleicht nicht, wie Luther, ein Mann, sondern wie die Pascoli, ein Weib! —

Und so wie sie, übertrifft eigentlich alles meine Erwartung. Kaum erhole ich mich von meinem Erstaunen, daß es Leute gibt, welche dem Ritten <sup>1</sup> eine üble Nachrede machen. Kein Wasser, keine Schatten, keine Wälder, den ganzen Tag heiß angeglühte Steine, — das habe ich ab und zu klagen gehört. Ich komme herauf, und was finde ich? Kein Wasser, heißt — laufende Brunnen; keine Schatten, heißt — Schatten wie Kasemattengewölbe; keine Wälder, heißt — die schönsten Baumschläge von Buchen, Eichen, Birken, Tannen, Fichten, Föhren und Seidenlärchen; den ganzen Tag heiß angeglühte Steine, heißt — auf Schritt und Tritt Gras unter den Füßen, grünsten, duftigsten Samtteppich! So kritiklos verhalten sich die Menschen zu den unmittelbarsten Sinneswahrnehmungen! Aber büßen sie es nicht selbst? Wie viele Prischler haben den Ritten schon verlassen, jetzt wo er am frischesten ist! Inzwischen kann ich mir nicht denken, daß er es weniger ist, auch in den heißesten Tagen. Statt heißer Tage haben wir doch heiße Stunden, aber ich empfinde sie nicht. Hier ist die Hitze nicht heiß und die Kälte nicht kalt. Wie Champagner schlürft sich diese feine moussierende Luft, wie Griesel auf zartem Eis und zarter Glut, nervenprickelnd, ohne Last des Rausches. Der Schatten schauert und die Sonne drückt nicht; ich suche eines so gern wie das andere. Hier ist die Luft wirklich Äther. Auf dem Rasen liegen die Baumschatten so flüssig, daß man grüne Seen zu schauen glaubt. Daß die Materie Seele hat, sagt man, vom Hörensagen, aber hier empfindet man's. Man geht allenthalben in einem Überschuß von Geist und Seele; die ganze Erde geistert.

Auf dem Wege nach Lovis, den wir heute machten, sind die Wälder oft förmliche Forste und stehen urwaldartig auf allen Berghäuptern. Näher aber umgibt uns der Baumschlag in lockeren, aufgelösteren Gruppen und läßt überall dem Kräutericht der zartesten Farren, Alpenrosen, Preiselbeeren — Luft und Licht. Es kommt zu Stellen, die wie ein Wunder aussehen. Der Ausdruck des Sinnigen und Lieblichen geht bis zum Heiligen, man begreift den »heiligen Hain« der Naturvölker und schämt sich des Wortes Park.

Zufälle haben es gefügt, daß ich erst seit drei Tagen hier bin. Acht Tage verweilte ich in Gratz, um die letzten Bogen eines Buches zu korrigieren und zwei Tage widmete ich mich dem Dr. Fischhof in

---

1 Ein sonniges Hochplateau oberhalb Bozens

Emmersdorf bei Klagenfurt. Erst am Dienstag passierte ich nachmittags um halb vier die Bahnstation Azwang.

Ich mußte ungewiß sein, ob die Frauen noch auf dem Ritten oder schon in Bozen seien; nach Ihren Mitteilungen über die Traubenkur, schien mir das Letztere wahrscheinlicher. Da fragte ich die Offizianten der Station, die ja alle Rittener kommen und gehen sehen, was sie über den Aufenthalt der Frauen wüßten aber — *more patria* — wüßten sie nichts. So fuhr ich nach Bozen weiter. Erst bei Kräutner wurde ich informiert. Ich übernachtete also in Bozen und fuhr nächsten Morgen früh mit dem 5.50—Zug nach Azwang wieder zurück. Mit meiner schweren Reisetasche auf dem Rücken schlich ich sodann gemächlich den hohen Berg hinauf. »Der Esel an sich«, den Sie mir schon vorlängst versprochen, war demnach Esel genug, die Ehre meiner edlen Last sich entgehen zu lassen, — was freilich mehr die Schuld der Umstände als seine eigene.

Die Rittener Kolonie fand ich noch vermehrt um das Frl. L aus Innsbruck mit Leidwesen, aber vermindert um den kleinen Schwarmgeist v. V., der es vorgezogen, im Waffenglanze unserer ruhmreichen Armee sich zu sonnen. Mögen die Herren Österreichs bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder andern, besiegt werden. Möge der Sieger den Degen annehmen, den ein edler Gefangener abschnallt und ihm zu Füßen legt! —

Maria Geburt war demnach mein erster Tag auf dem Ritten und ich kam just zu dem kirchlichen Volksfeste des Ferkele—Tragens zurecht. Als Nachmittagsspaziergang zeigte mir die Frau sogleich die Erdpyramiden, wohin wir zu Vieren (mit der Schwägerin und mit L.) promenierten. Abends beim Souper hätte ich am liebsten Stenograph sein mögen. Jeder Charakter exponierte sich in seiner Weise; die Stammutter des Hauses erklärte mit Sinn und Kraft ihr Urchristentum; den Löwenanteil trug aber doch Ihre Frau davon.

Die Schwägerin in ihrer gutmütig realistischen Weise hatte das Wort hingeworfen, sie hätte ihrem Manne das Politisieren abgewöhnen sollen. Sie würden dann viel freier und genußvoller leben. Ein Wort gab das andere, — natürlich immer gut gemeint, wie unter Menschen, die eines Herzens sind, aber zweierlei Köpfe. Kurz, die alte Antithese von Realismus und Idealismus.

Da war Ihre Frau nun ein herrlicher Ritter des letzteren! Die Lage Österreichs, das Bedürfnis nach Männern, der Mangel derselben, das naturgemäße Kumulieren von Lasten, wenn mit der ersten der Anfang gemacht worden, die öffentliche Geschichte und Ihre 15jährige Privatgeschichte, die Wechselwirkungen und das Bedingtsein beider untereinander, das alles gab in kurzen, raschen Strichen augenblicklich ein Bild von unwiderstehlicher Überzeugungsfähigkeit. Man sah den Mann in seinen Boden hineinwachsen, auf die natürlichste Weise von der Welt, weil Boden und Keim einander entgegenkamen. Notwendigkeit des Schicksals, Wahl und freie Neigung des Individuums wurden ein Geflecht von fester Textur, unzertrennbar und ununterscheidbar. Es war ein Genuß, diese Tischrede anzuhören. Es war ein Meisterstück von Exposition.

Was mich aber am meisten entzückte, das war der Geist der anspruchslosesten Naivität, der über dem Ganzen schwebte. In

Spree—Sphären und Panke—Radien <sup>1</sup> wäre das alles mit Ostentation, mit Emphase, mit einem verschwenderischen Aufwand von Selbstbewußtsein geschehen. Wie aber hier eine Frau die Ehre ihres Mannes empfand, ohne eine Spur von Ehrgeiz, das war wohl ein einziges Schauspiel. Tausend Frauen hätten ihren Mann vielleicht ebenso vertreten, aber nur mit dem Verstande; die Eine sprach das Verständigste mit den Inspirationen des Herzens und als ob es gar nicht Verstand wäre. Was könnte reizender sein? Intelligenz ohne Philosophie ist eins von den Geheimnissen des weiblichen Zaubers. Die Frau mag jetzt freilich mehr als ihre »gute Stunde«, nämlich ihre guten Tage und Monate haben. Sie ist seit dem Winter nicht mehr zu kennen. Sie ist ganz Leben, Gesundheit, Heiterkeit und Spannkraft.

Nehmen Sie diesen Brief hin — als einen Aphorismus, denn wollte ich den Anspruch einer Beschreibung machen, so käme ich nicht zu Ende. Leben Sie recht wohl und genießen Sie, nach mancher Wolke, dieses goldenen Sonnenscheins!

Ihr treu ergebener

Ferdinand Kürnberger.

Der folgende Brief ist aus dem Hause Dr. Fischhofs an Frau Kopp gerichtet und lautet:

Emmersdorf bei Klagenfurt,  
Mittwoch den 13. Oktober 1875.

Teure, Verehrte!

Kaum finde ich diesmal einen Anfang meines Briefes. Ich gebe Nachricht von mir — weiß, daß ich zu den menschenfreundlichsten Herzen spreche, welche mir die innigste Teilnahme schenken, — und kann doch keine gute Nachricht geben. Schweigen aber darf ich auch nicht mehr. Ohnedies verschob ich meinen Brief an Sie so lang als möglich und schrieb jeden andern früher; an Sie wollte ich meine beste Meldung machen. Aber der Stoff dazu bleibt aus. Er bleibt noch immer in der Ferne. Ich hätte Sie gerne erfreut, aber muß nur froh sein, zwischen Freude und Trübseligkeit einen Nullpunkt zu verzeichnen.

Am Sonntag vor acht Tagen verließ ich Bozen und hielt meine erste Nachtstation, nicht, wie ich projektierte, in Niederndorf, sondern auf den Rat der Frau v. Atzwang in Welsberg, wo eine gute und billige Einkehr. Der Rat war gut und ich wußte ihm Dank. Ich kam, mit einer der üblichen Zugsverspätungen in Franzensfeste, nach halb 6 in Welsberg an und erhielt zu meinem Abendessen just das, was mir am liebsten war — Forellen. Zwischen der Hungerkur der bloßen Suppen und dem Diätfehler der derberen Fleischspeisen, hielt das edle Fischlein den goldenen Mittelweg und war das Beste, was ich brauchen konnte. Dieser Glücksfall stimmte mich weich und ich verweilte auch noch den nächsten Tag in meinem kleinen Capua. In der Wahl, morgens um 7, oder abends um halb 6 mit dem Zug, womit ich gekommen war, fortzufahren, zog ich das Letztere vor, um noch einen Welsberger Mittag, d. h. noch ein Gericht Forellen zu gewinnen. Und es war gut

---

1 Panke — ein Bach in Berlin

und war ebenso billig als gut. Der Frau von Atzwang meinen besten Dank für ihren guten Rat.

Abends um halb 6 fährt man nicht mehr weit; ich fuhr bloß bis Lienz, wo es um 8 Uhr schon längst tiefe Nacht war. Ich machte meine Nachtstation in der Post. Das ist ein großes, frequentiertes, in Küche und Keller reich assortiertes Gasthaus und doch mußte ich mit einem traurigen Löffel Suppe hungrig zu Bette gehen und ging es mir in dem großen Lienz bei weitem nicht so gut, als in dem kleinen stillen Welsberg. Auch in meiner Krankengeschichte war die Nacht in Lienz böse. Das Jucken an den Füßen trieb es mit einer Art Wut, die Speicheldrüsen überströmten von Galle und das Aufstoßen oder, eleganter gesagt, Repetieren war schon mehr Mordbrennen als Sodbrennen. Es war eine jämmerliche Nacht, eine echte Krankennacht.

Diese Nacht in Lienz stimmte mich um. Ich sagte mir, in einem Zustande wie meiner, ist man noch kein Reisender. Noch liegt der größte Teil der Reise vor mir, die Verpflegung in den Gasthäusern kommt auf das gute oder auch böse Ungefähr an und auf all meinen Schritten lauern Diätfehler. Mehr und mehr gewann der Gedanke Herrschaft über mich, daß auf meiner Weghälfte Klagenfurt und Dr. Fischhof, mein alter hochgeschätzter Freund, recht à propos daliegen, als die beste Gelegenheit, eine Zwischenstation zu halten und wie in einem maison de santé wenigstens das Ärgste abzuwarten.

So sistierte ich denn meine Reise und kehrte bei Dr. Fischhof ein, dem ein zivilisierter Gast eben so willkommen ist, als diesmal auch er mir zu Statten kommt. Unsere Interessen vereinigten sich. Ich liege nun am 9. Tage unter Dr. Fischhofs Dach. Mein nächster Vorteil ist, daß ich den Nachteilen entgehe und eine geregelte Krankendiät führen kann, wie es im Gasthaus unmöglich. Jeden Mittag mein eingemachtes Hühnchen mit Reis und abends eine vortreffliche Fleischbrühe, gelegentlich ein blaugesottenes Hechtlein oder ein Stück sauer gedünsteten Esterhazy—Rostbraten und zwar alles mit Takt und Sorgfalt schmackhaft und fein zubereitet, das gibt wenigstens die Beruhigung einer zweckmäßigen Ernährung ohne Diätfehler.

Freilich ist es auch alles. Daß die innerliche Besserung vorschreitet, glaube ich nicht. Wohl sieht Dr. Fischhof täglich meinen Augenstern an und möchte sich einreden, daß das Weiße schon um eine Nuance weniger gelb, aber — ich glaube es nicht. Kann denn die Galle einseitig zurücktreten? Es müßte sich die Gesamtfarbe bessern, aber eine gewisse andere Farbe ist noch so schauderhaft wie auf dem Krankenlager in Kaltern. Nicht im mindesten bricht sie sich, wie für die Ewigkeit gegossen steht sie da. Ich habe mir angewöhnt, die Augen zu schließen und sie gar nicht mehr anzusehen; ich halte den Anblick faktisch nicht aus. Der Ekel an dieser Farbe würde mich allein schon zum Kranken machen.

Damit ist aber auch gesagt, daß ich *diese* Besserung unmöglich abwarten kann. Das wird noch lange dauern. Und so ist der Beschluß, nächsten Freitag die Reise denn doch wieder fortzusetzen. Ach, ich komme noch früh genug zum Wiener Gasthausleben, vor dem ich mich jetzt schon fürchte. Ich nehme mir freilich vor, den »E. C.« zu frequentieren, aber — Gasthaus ist Gasthaus. In einem

wird man schneller und wohlfeiler, im andern langsamer und teurer vergiftet. Das ist vielleicht der ganze Unterschied zwischen dem »E. C.« und dem Sabellkeller.

Da ich keinen Brief schreibe, sondern nur ein miserables Krankenbulletin, so schließe ich, nachdem ich von jedem andern Organe mehr gesprochen, als von meinem Herzen, das Ihre Freundschaft so warm und dankbar erwidert.

Ich grüße Sie und Ihr ganzes Haus mit meinen besten Grüßen und empfehle mich Ihrem teilnehmenden Angedenken.

Ich bitte Sie auch, wenn Sie Freund Reschauer sehen, ihm meine herzlichsten Grüße zu melden und wieder könnte Reschauer in der Lage sein, Freund T. zu sehen, an den ich ihn gleichfalls bitte, meine Grüße zu bestellen. Das getan, dürfte von meinen Wiener Freunden dann keiner mehr übrig sein, den ich ohne Nachricht gelassen und ich kann vielleicht mit einem briefschuldenfreien Gewissen nach Wien zurückkehren. Zum erstenmale als Ausflügler tue ich es gerne.

Mit wiederholtem Ausdruck meiner treuesten Ergebenheit  
Der Ihrige

Ferdinand Kürnberger.

P. S. In Gratz verweile ich wohl wieder ein paar Tage. Auch zwischen Gratz und Wien gedenke ich in Mürzzuschlag Station zu halten. Wer mir gesagt hätte, daß ich Reschauer nicht mehr treffen würde! Um 3 bis 4 Wochen hat sich alles verspätet!

Aus Radkersburg, wo Kürnberger wahrscheinlich bei O. Falke zu Gast war, sandte er an Dr. Kopp den nachstehenden Brief:

Schloß Steinhof bei Radkersburg,  
Freitag den 20. Oktober 1876.

Verehrter Freund!

in diesen Tagen werden Frau und Kind zurückgekehrt sein und die heilige Familie ist wieder komplett: Die Mutter Anna, die allerseeligste Jungfrau Maria und der Nährvater Josef. Als frommer Mann will ich nicht ermangeln, die heilige Familie anzubeten, mit meinem frommen Gruße zu verehren und in Gedanken und Worten meine Andacht zu ihr zu verrichten. Ich hoffe, die heilige Familie erfreut sich des irdischen Gutes der Gesundheit und ist im besten profanen Wohlsein beisammen. Gerne würde ich den heiligen Josef — wenn der Reichsrat schon einberufen wäre — seinen Liliestengel als Lilienbambus schwingen sehen; aber dieses gottgefällige Schauspiel ist meinen frommen Augen einstweilen noch versagt. Bis dahin vergnüge ich mich denn auf Gut Steinhof mit — der Weinlese und Weinpresse, was frommen Augen bekanntlich auch ein gottgefälliges Schauspiel zu sein pflegt.

Auf diesem Gut Steinhof befinde ich mich — beiläufig gesagt — mindestens so gut wie auf dem Ritten, das Höchste, was ich sagen kann! Das Gütchen hat den Vorteil, daß man vom *Gipfel* des Wohlbefindens zur Weinlese nicht herabzusteigen braucht, denn hier ist alles beisammen: Gipfel, Weinlese und Wohlbefinden. Freilich bleibt der Gipfel der Windischen Büheln tief unter dem Gipfel des Rittens; aber — was ich immer sage: es schadet gar nichts, um

einen Kopf kürzer zu sein! Ich verkürze seht gerne Köpfe, zumal wenn es andere sind.

Engelzungen können es nicht aussprechen, wie schön, wie ununterbrochen schön der Herbst hier war. Erst gestern hat sich das Wetter geändert und es lagert sich seit gestern und heute, zwar kein Landregen, aber ein Landnebel ein. In den ersten Tagen der nächsten Woche beende ich meinen hiesigen Aufenthalt, halte eine kleine Station in Gratz und bin in den letzten Tagen in Wien — d. h. liege der heiligen Familie zu Füßen.

Bis dahin — meinen Gruß zuvor.

Mit Freundschaft und Hochachtung

Ferdinand Kürnberger.

P. S. Verzeihen Sie uns armen windischen Kaffern. Am 20. schreibe ich »wenn der Reichsrat schon einberufen wäre« im Konditionell; aber die so eben ankommende Zeitung belehrt mich, daß er bereits am 19. zusammentritt, — ein Positiv! Ich möchte ihm diesen Positiv um so weniger rauben, da es wohl das einzige Positive dieser erlauchten Körperschaft ist.

\* \* \*

## **Aphorismen** <sup>1</sup>

Von *Karl Kraus*

Die Intelligenz eines Weibes mobilisiert alle Laster, die zu weiblicher Anmut versammelt sind.

\*

Interessante Frauen haben vor den Frauen voraus, daß sie denken können, was uninteressante Männer vor ihnen gedacht haben.

\*

Zu den schlechten Beispielen, die gute Sitten verderben, gehören die guten Beispiele. Glaubt man, daß ein Feigling hundert Mutige verführen könnte? Aber noch ehe einer dazu kommt, seinen Mut zu beweisen, haben sich an ihm schon hundert als Feiglinge bewährt.

\*

Die Finnen sagen: Ohne uns gäb's keinen Schinken!  
Die Journalisten sagen: Ohne uns gäb's keine Kultur!  
Die Maden sagen: Ohne uns gäb's keinen Leichnam!

\* \* \*

## **Gedichte**

Von *Else Lasker—Schüler*

### **Die Königin**

FÜR KETE PARSENOW

Du bist das Wunder im Land,  
Rosenöl fließt unter deiner Haut.

<sup>1</sup> Aus dem 'Simplicissimus'.



Vom Gegold deiner Haare  
Nippen Träume;  
Ihre Deutungen verkünden Dichter.

Du bist dunkel vor Gold —  
Auf deinem Antlitz erwachen  
Die Nächte der Liebenden.

Ein Lied bist du  
Gestickt auf Blondgrund,  
Du stehst im Mond ....

Immer wiegen dich  
Die Bambusweiden.

### **Heimweh**

Ich kann die Sprache  
Dieses kühlen Landes nicht  
Und seinen Schritt nicht gehn.

Auch die Wolken, die vorbeiziehn,  
Weiß ich nicht zu deuten.

Die Nacht ist eine Stiefkönigin.

Immer muß ich an die Pharaonenwälder denken  
Und küsse die Bilder meiner Sterne.

Meine Lippen leuchten schon  
Und sprechen Fernes,

Und bin ein buntes Bilderbuch  
Auf deinem Schoß;

Aber dein Antlitz spinnt  
Einen Schleier aus Weinen —

Meinen schillernden Vögeln  
Sind die Korallen ausgestochen,

An den Hecken der Gärten  
Versteinern sich ihre weichen Nester.

Wer salbt meine toten Paläste —  
Sie trugen die Kronen meiner Väter,  
Ihre Gebete versanken im heiligen Fluß.



## Berliner Leseabende

Am 13. Januar habe ich im »Verein für Kunst« zum erstenmal aus meinen Schriften gelesen, und zwar aus dem Buch »Sprüche und Widersprüche« und die »Chinesische Mauer«. Über diesen Abend schrieben:

Das 'Berliner Tageblatt':

KARL KRAUS, der Herausgeber der Wiener 'Fackel' stellte sich uns gestern abend auf Einladung des Vereins für Kunst im Salon Cassirer zum ersten male als Redner vor. Dieser Mann, der mit der Flamme in Wahrheit auf du und du steht, erschien am Vortragspult als ein kleinerer, glattrasierter Herr, der durch seine goldene Brille sehr gutmütig und harmlos ins Publikum blickte. Freilich, mit dem ersten Wort ändert sich der Eindruck. Karl Kraus ist ein ungeheuer nervöser, energischer Sprecher, ein Autor, der seine Gedanken im Vortrage noch einmal erzeugt, ein Pointeur ersten Ranges.

Eine solche Beherrschung des Ausdrucks ist zweifellos gerade bei ihm aus seinem innersten Wesen, so wie es sich heute darstellt, zu erklären. Denn er ist vom Tageskritiker, der ursprünglich ganz allein nur auf das Inhaltliche ausging, längst zum künstlerischen Betrachter der Lebensprobleme emporgewachsen, zu einem Betrachter, dem die Form zum Leitstern geworden ist. Seine Aphorismen »Sprüche und Widersprüche«, aus denen er zunächst einige Proben gab, beweisen in ihrer geschliffenen, funkelnden Kette diesen Triumph des Wortes über ihn. Er brauchte es nicht noch selbst zu sagen, daß er sich mit Stolz zu denen rechnet, die aus der königlichen Hand der Sprache ihre Gedanken empfangen.

So entspricht das Bild, wie es der Hörer von einer so ungewöhnlich reichen und glänzenden Individualität empfängt, jener nicht mehr völlig beherrschten Art des geistigen Produzierens. Man war hingerissen von einer Schilderungskunst, die ein Kindheitsbild mit suggestiver, dämonischer Kraft hervorzauberte. Man folgte geradezu mit ästhetischem Entzücken den kritischen Florettstichen gegen das Wienertum; man hatte fast eine grausame Freude über die Sicherheit, mit der ein Meister des literarischen Hiebes allem Philiströsen, der herrschenden Moral, der Religion, der sexuellen Lüge und den nicht genehmen künstlerischen Richtungen Wunden über Wunden versetzt.

Aber dann plötzlich hatte man die Empfindung: an dieser Stelle hat das Wort den Inhalt mitgerissen, hier spricht der Künstler, der Visionär, dem eingestandenermaßen das schwere, nüchterne Gedankenfundament nicht mehr alles bedeutet.

Dieser Eindruck wurde im zweiten Teil seines Programms durch den Vortrag der »Chinesischen Mauer«, einer Meditation über den Fall der in Chinatown ermordeten Else Siegl, nur befestigt. Man bewundert zunächst die Gedankentiefe, mit der hier die einfache

Mordtat zum weltumspannenden Kulturproblem erhoben wird. Aber wenn dann die Sätze, die Bilder immer leidenschaftlicher daherjagen, wenn das Schreckgespenst eines Riesenchinesen leibhaftig ausgemalt wird, der das ganze moralinkranke Abendland mit würgender Hand hinmordet und in den »Koffer der Verwesung« zerrt, so versagen wir die geistige Gefolgschaft und bestaunen nur noch den Phantasiemenschen und außerordentlichen Gestalter.

Ein kleines, gewähltes Publikum lauschte dem Redner mit wachsendem Interesse und spendete ihm lebhaften Beifall.

Die 'Vossische Zeitung':

VORLESUNG KARL KRAUS. Ein Wiener »Raunzer« hat gestern im Verein für Kunst gelesen — einer von denen, deren Raunzerei Kraft genug hat, um allgemach die lokalen Schlagbäume zu überschreiten und sich zur Weltraunzerei auszuweiten. Der Ausdruck ist rein wienerisch gleichwie der Typus. Wir haben sie auf norddeutschem Boden nicht, diese schmälegenden, scheltenden, angriffslustigen und doch so scheuen Naturen. Wienertum, Junggesellentum und Raunzerei vereinigt sich in ihnen zu einem Dreiklang, in dem die einen eine unholde Schärfe, die anderen eine über den Alltag hinausragende Harmonie vernehmen. Karl Kraus, der 'Fackel'—Kraus, ist auf demselben Boden gewachsen, wie Grillparzer, Bauernfeld, Kürnberger und viele, viele andere, die ihren Unmut entweder (mit weniger Begabung als er) im Schrifttum oder, wenn sie das nicht können, an den Stammtischen der Wiener »Beiseln« (wie man dort die kleinen Gasthäuser nennt) austoben. Einsame Spatzen, die der Welt vorpfeifen, daß sie auf sie pfeifen. Antagonisten der Wiener sorglosen Weltfreudigkeit. Leute, denen die Fee an der Wiege aufgetragen hat, gegen den Strom zu schwimmen, bis sie an die Quellen kommen, die auch nur Wasser sind. Karl Kraus ist ein tüchtiger Schwimmer. Rechts und links teilt er kräftig die Wogen, daß es nur so schäumt und glitzert. Ein Künstler, dessen Prosa wie geschliffener Stahl funkelt. Blitzartig jagen einander überraschende Einfälle, Thesen und Antithesen, aufgereiht auf dem Grunde einer kunstvoll ungekünstelten Sprache. Er las gestern etwa eine halbe Stunde lang Aphorismen, dann ebenso lang eine Betrachtung über die Ermordung der Else Siegl in New—York. Ein Schock <sup>1</sup> Aphorismen oder mehr auf einmal ist schwer zu vertragen. Selbst dem Leser, der sich Zeit lassen kann, sein Gehirn, auf stets neue Pointen einzustellen, kann solche Überfülle leicht zum Überdruß werden. Dem Hörer schwirren sie wie eine Schwalbenschär um's Haupt. Ein einzelner Aphorismus, wenn er gut ist, wärmt den Kopf, ein Aphorismenregen wirkt wie ein Sturzbad. Ein Genuß war das also nicht. Die Else—Siegl—Phantasien dürfen als das hingenommen werden, was sie sind: als Phantasiestücke. Kraus greift zur Palette, mischt das Weiß der kaukasischen Rasse mit dem Gelb der mongolischen, tut die Blutröte hinzu und das düstere Grau des Grauens und macht daraus ein Bild der brünstigen Umschlingung der gesamten weißen Frauenwelt durch die gelben Schlingels. Eine gelbe Gefahr Krausscher Prägung, Weltuntergang im gelben Sumpfe, worin Religion, Moral, Kultur und wie die schönen Dinge sonst noch heißen, rettungslos versin-

---

1 Ein altes Zählmaß: 60 Stück

ken. Über dem Schreckenssumpfe aber schwebt Karl Kraus und lacht uns alle aus. Kraussche Götterdämmerung, ein grandioses Gemälde, in dem die Glut des Dichters steckt und die Wollust des — Raunzers. Wer so schreiben kann, wie Karl Kraus, darf auch so etwas schreiben ...

Der '*Berliner Lokal—Anzeiger*' und der '*Tag*':

IM VEREIN FÜR KUNST las gestern abend Karl Kraus, der bekannte Wiener Publizist, eine Reihe von Aphorismen vor, die zwei jüngst erschienenen Bänden(?) entnommen waren. Es ist nicht so ganz leicht, eine große Anzahl Aphorismen hintereinander zu hören, selbst wenn sie zum größten Teile frappant und geistreich sind, gut vorgelesen werden und die Sinnesart eines ungewöhnlichen Mannes in sprunghaften Reflexen zu enthüllen scheinen. Wie Bälle, die man nicht zurückwerfen kann, füllen sie uns die Arme; aber wenn man später zusieht, sind die meisten auf rätselhafte Weise wieder fortgeflogen. Indessen kommt es gerade hier nicht auf die Menge an, und einzelnes — wie die Vergleichung des Künstlers, der Konzessionen macht, mit einem Menschen, der seine Sprache in der Fremde gebrochen redet — hakt sich trotz allem in der Erinnerung fest. Natürlich war man neugierig zu vernehmen, was der Vorleser über die Frauen sagte; und wenn er feststellte, daß alle Berliner gehen und alle Wiener stehen, und diese Beobachtung satirisch abwandelt, so war er heiterer Aufmerksamkeit sicher. Eine Wendung zum Elegischen, zum Lyrischen fast, war in dem kleinen Prosagedicht vom Aussterben der Schmetterlinge nicht zu verkennen. Jedenfalls hatte man eine interessante Bekanntschaft zu verzeichnen.

Daß aber in Berlin auch unter dem Niveau des Publikums geschrieben werden kann, beweist die folgende Kritik, deren Verfasser ich so wenig kenne wie die der vorhergehenden und aller andern.

Der '*Berliner Börsen—Courier*':

VOR DEM VEREIN FÜR KUNST erschien gestern abend im Salon Cassirer eine interessante Wiener Persönlichkeit, der Herausgeber der '*Fackel*', Karl Kraus. Er las zuerst eine Reihe von Aphorismen vor. Sie frappierten durch ihre Eigenart, ihre originelle Bizarrierie, vielfach durch ein Wetterleuchten des Tiefsinns, dem man nur in der Eile nicht gleich nachgehen konnte. So war es anfangs. DANN BEGING ABER KRAUS EINEN SELTSAMEN, EINEN UNBEGREIFLICHEN FEHLER: ER GAB DAS GEHEIMNIS SEINER KUNST PREIS, er enthüllte seine »Mache« wie ein Taschenspieler, der das Wie seiner Tricks dem Publikum aufdeckt. Es geschah das durch eins seiner Aphorismen selbst. Er sagte darin: »Ich beherrsche die Sprache nicht, die Sprache beherrscht mich, ich hauche ihr nicht meine Gedanken ein, sie füllt mich mit ihnen!« Mit diesem Geständnis entlarvte sich Kraus, wenigstens mit Bezug auf seine aphoristische Kunst. Man hatte nunmehr nur nötig, bei jedem nachfolgenden Aperçu die Probe auf das Exempel zu machen, um zu finden, daß die Sache ziemlich leicht ist, daß jeder auf diese Art ganze Bände mit geistvollen Gedankenblitzen füllen könne. Man nehme nur irgend einen Satz und schüttle die Worte durcheinander. Das wird irgend ein groteskes Etwas ergeben, das verblüfft, das Sinn hat oder Sinn zu haben scheint. Zum Beispiel. Anstatt des Spruches, »Am Grabe pflanzt der Mensch die Hoffnung auf«, sagte man: Hinter jeder Hoffnung GÄHN DAS GRAB

AUF. Nicht mit dem Tode beginnt erst das Leben, sondern mit dem Leben beginnt der Tod — oder: Mit jedem Beginnen töten wir das Leben, oder auch: Mit jedem wahrhaften Leben töten wir den Tod. Der Weg zu guten Vorsätzen führt durch die Hölle. Wer den Taler nicht achtet, ist keinen Groschen wert. Doch nehmen wir einmal eins dieser Krausschen Aphorismen selbst! Er sagt: Der Mann schaut in den Spiegel aus Eitelkeit, die Frau, um sich ihrer Persönlichkeit zu vergewissern. Gut, sehr gut! Aber hat es nicht umgekehrt dieselbe Berechtigung? Oder wenn man behauptet: Wenn eine eitle Frau sich eines Mannes vergewissern will, so beschaut sie ihre Persönlichkeit im Spiegel, oder auch wieder umgekehrt. Oder noch schöner, die Eitelkeit der Frau spiegelt ihre Persönlichkeit am liebsten in den Versicherungen des Mannes! — DOCH GENUG DAVON! Jedenfalls mußte einem damit der Geschmack an allen weiteren Krausschen Aphorismen einigermaßen verdorben sein. — Den zweiten Teil des Abends füllte die Vorlesung der »Chinesischen Mauer«, einer Kette aneinandergereihter Aphorismen, in denen der Verfasser auf dem Wege vom Himmel durch die Welt zur Hölle so ziemlich alles, was da kreucht und fleucht, abhandelt und abkanzelt; ein Mephisto, der alles verneint, und das in einem Ton, in einer Form, gegen die des Junker Satans »unanständige Gebärde« noch hoffähig erscheint.

So etwas von einer parodistischen Begabung, so schlagfertig und unerschöpflich, haben wir nicht einmal in Wien. Ich hätte natürlich nicht die Unvorsichtigkeit begangen, mein Geheimnis preiszugeben, wenn man mir rechtzeitig gesagt hätte, daß solch ein Durchschauer im Saale sitzt. Denn schließlich hatte ich doch immer noch die Hoffnung, daß man mich nicht verstehen werde. Und dabei muß ich zugeben, daß die Aphorismen, die der Mann vorschlägt, sprachlich nicht schlechter sind als die, die er aus meinem Munde gehört haben will.

Einer, vor dem ich zwar nicht einen Schwindel verraten habe, aber der mir immerhin das Geständnis einer Schwäche abgenommen hat, schreibt in den *'Deutschen Nachrichten'*:

#### VORTRAG KARL KRAUS.

Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener 'Fackel', las als Gast des »Vereins für Kunst« im Salon Cassirer vor und wurde so persönlich auch dem Berliner Publikum bekannt. Fast wohlwollend freundlich wirkt das scharf geschnittene, intelligente Gesicht des geistreichen Satirikers, der auch als Vortragender ein feiner Pointeur ist, bei dessen Worten den Zuhörer das Gefühl beherrscht, daß ein ehrlicher Kämpfer, ein Mann mit seiner ganz von unerschütterlichem ethischen Ernst erfüllten Persönlichkeit hinter seinem Werke steht. Klar formuliert und scharf herausgearbeitet sind die Antithesen und Aperçus, die Kraus in seinem Buche »Sprüche und Widersprüche« zusammengestellt hat und wenn sein Leser trotz der aufrichtigen Freude an der schön gepflegten Form und der gedanklichen Tiefe des Gesagten nur selten mit dem wunderlichen Menschen, der sich den Kampf gegen ungezählte nichtige Unzulänglichkeiten zur Lebensaufgabe gemacht hat, eins ist, so bleibt doch von der ersten Begegnung die Erkenntnis zurück, daß Kraus im Gegensatz zu vielen anderen mit Recht bemerkt, daß es sehr leicht ist, im Wortspiel banale Weis-

heiten in ihr Gegenteil zu kehren, daß man aber einen Dulderweg hinter sich haben muß, um landläufige Sätze in ihr Gegenteil umkehren zu DÜRFEN.

Die Sexualmoral, die Politik, die Rassenfrage, die zwischen weiß und gelb spielt, die Gerichtsbarkeit und natürlich der Journalismus sind die latenten Fragen, die ihn am meisten erregen und zu denen sein aufflammendes Temperament die schlagendsten Randglossen zu machen versteht. — Es ist gut, daß uns Kraus selbst das Geständnis macht, daß er sich als Sklave der Sprache fühlt und sich von ihren Formen neue Wahrheiten zutragen läßt. Zu offenkundig klafft hier die Lücke in seinem Denken, als daß sie der kritische Zuhörer übersehen könnte. Es ist vielleicht die feinste Pointe in Kraus' Lebenswerk, daß er, den sein autokratischer Instinkt zum einsiedelnden Herrscher befähigen könnte, im Grunde nur ein Diener am Worte ist und daß er der Sprache mit fiebernden Händen nimmt, wenn er sie mit vollen Armen zu beschenken glaubt. So wird unter seinen Händen die Grammatik zur Logik und diese in der Sprache, nicht in seinem Hirn geborene Logik zur Unterlage einer Expedition, die er unternommen hat und während derer er als Seelenforscher zwar verblüffende, aber nur scheinbare Wahrheiten entdeckt.

Aus einem Angriff, den ein Wiener in der '*Schaubühne*' veröffentlicht hat, der ich kurz vorher wegen zimmerunreinen Verhaltens das Tauschexemplar entziehen mußte, zitiere ich den folgenden Passus:

... Die 'Fackel' aber ist an jenem Punkt angelangt, wo (wie Herr Kraus vom 'Simplicissimus' sagte, bevor er dort Mitarbeiter wurde) jede Revolution in eine zielbewußte Administration mündet ...

Es handelt sich, wie man sieht, um einen pathologischen Fall. Die administrative Bewußtlosigkeit der 'Fackel', die in der Abstoßung der Käufer und Annoncenwerber, in der Vernichtung der legitimsten Gewinnmöglichkeiten, in der geistigen Willkür auf Kosten jeder technischen Rücksicht, Beispiellostes leistet, ist zu notorisch, um einer gerichtlichen Bestätigung zu bedürfen, und die Verurteilung eines Unverantwortlichen oder die peinliche Feststellung seiner Unverantwortlichkeit kann mich nicht reizen. Und gewiß nicht die Grausamkeit einer polemischen Antwort. Hätte der Fall nicht seinen besondern Hintergrund, so könnte ich sagen, es sei eine Wiener Sache, und das Urteil eines der zahllosen Schwachköpfe, die in Wien seit elf Jahren ihre Fassungskraft an mir messen, oder die Gesinnung eines der vielen Hämlinge, die hier ihre Nichtpersönlichkeit an mir beweisen, und die schließlich alle zu meiner Vorlesung hätten reisen können, bilde kein Element der kritischen Stimmung Berlins. Oder der heiße Wunsch, sich an mir emporzublödeln, sei zu offenbar, und wengleich ich mich der Pflicht nicht entziehe, mit den günstigen auch die ungünstigen Kritiken abzdrukken, so dürfe ich mich brüsk auf den Standpunkt stellen, das totzuschweigen, was nur durch mich lebt und von mir leben möchte. Niemand aber kann mir zumuten, daß ich der Pathologie jenen Raum zur Verfügung stelle, den ich für die typischen Lebensäußerungen der Dummheit bereithalte. Daß junge Burschen aus einer unverständigen Verehrung für meine Geste durch irgendwelchen Rückschlag zu einer unverständigen Kritik meines Inhalts gelangen, bin ich gewohnt; und ich brenne weiter, wengleich die Motten dagegen sind. Daß talentierte Jünglinge ihre ersten journalistischen Gehversuche machen, indem sie mich stampfen, ist mir bekannt; und ich bleibe stehen. Sie bedenken nie, daß zum Angreifen eines Angreifers zwei gehören. Ich bin ja da, aber wo ist der andere, nachdem er mich bezwungen

hat? Die Überhitzungen solcher Epheben, die mit der Stimme ihre Ansicht über mich mutieren, muß ich aushalten. Und niemand, der meine Bereitschaft kennt, dem wichtigsten Anlaß zu viel Ehre zu erweisen, sobald mir dazu etwas einfällt, wird von mir verlangen, daß ich hysterische Exzesse protegiere. Ich würde sie selbst dann nur bedauern, wenn die gefährliche Drohung, »die Geschichte der 'Fackel' zu schreiben« — so etwas tut man, aber man sagt es nicht — ausgeführt werden sollte. Bis dahin hat's lange Weile. An der freilich meine Lektüre der 'Schaubühne' nicht mehr beteiligt sein wird, weil ich, wie gesagt, diesem Organ des psychologisch vertieften Kulissentratsches das Tauschverhältnis gekündigt habe. Der Herausgeber, ein entzückter Leser der 'Fackel', der nur den Fehler hat, in seiner Zeitschrift das qualligste Wiener Literaturatentum zu beherbergen, hat sich leider entschlossen, aus dessen unverantwortlichster Partie die Revanche für mein liebloses Vorgehen zu beziehen. Der Mann hat — das ist bekannt — ein vorzügliches Gedächtnis. Aber die 'Schaubühne', die längst den Anspruch verloren hat, als moralische Anstalt betrachtet zu werden, will wenigstens den Ehrgeiz bewahren, im Revolverton mit der schlimmsten Wiener Pikanterienpresse zu konkurrieren. Sie hält es mit den Komödianten, die die Ehre der Schriftsteller niederbrüllen, sie läßt einen Mann von Wert wie S. Lublinski von einem Witzbold belästigen, und sie hat sich jetzt dazu hergegeben, mir durch einen Kindskopf Spekulation nachsagen zu lassen. Nur damit nicht erwachsene Unmündigkeit mir auch Vertuschung vorwerfe, zitiere ich aus dem hysterischen Anfall die heftigsten Einzelheiten: daß ich der »Wiener Erfinder des Geschlechtsverkehrs« sei, ein Poseur, ein »kleiner, emporgekommener Literat«, der vom Berliner Publikum nicht den Dank empfing, den er erwartet hatte, daß mein Blick »stechend und tückisch«, mein Haar »in die Stirn gekämmt«, daß ich »ein Schmock sei, dem Sentimentalität durch Mißgunst ersetzt ist«, dem Schreiber »zuwider«, daß die Chinesische Mauer zwar »aus künstlerischer Inspiration geboren«, daß ich aber »der Oscar Blumenthal von heute und vielleicht sogar von morgen auch« sei, und was dergleichen logische und witzige Definitionen mehr sind, die so ein nicht mehr verliebter Tor verpufft. Wer auf den Rest neugierig ist, möge sich die 'Schaubühne' kaufen. Denn obschon ich, der ja die 'Fackel' nach den Wünschen der Abonnenten und Inserenten schreibt, administrativer Zielbewußtheit hinreichend verdächtig bin, so lasse ich doch auch einem andern Herausgeber gern etwas zukommen. Und wie viel ließe sich erst mit einer ganzen Geschichte der 'Fackel' verdienen! Den jungen Leuten gehts allen gut, die mit mir anfangen; nur schade, daß sie auch mit mir aufhören. Es wird nichts draus. Man verdient sich seine Sporen, aber nachher liegt man im Sand. Ohne mein Hinzutun, auf Ehre. Denn es ist kein publizistisches, sondern ein pädagogisches Problem, das bedauernswerte Väter beschäftigen sollte. Und vielleicht ein psychiatrisches. Denn wenn wir durch all die Jahre hören, daß ein junger Mensch in Wien herumgeht, der alles, was ich schreibe, auf sich bezieht, so fassen wir berechtigte Zweifel, ob ein gekränkter Herausgeber einen guten Griff getan hat, als er just solchen Kenner auf mich losließ. Ich warte immerzu auf den Feind, der außer dem Vergnügen, mich zu hassen, noch eine individuelle Existenzberechtigung hätte. Dann würden die Hiebe, die ich austeile, auch mir ein Vergnügen sein! Auf ein polemisches Frühlingserwachen einzugehen, wäre peinlich. Das »Männern der Knaben«, wie Herr Harden (den ich nicht aus Liebe hasse) es nennt, interessiert mich auf dem Theater, nicht in der 'Schaubühne'. Auch nicht in einer Broschüre. Es könnte sich — ich prügle schließlich auch aus Erbarmen — zur Kindertragödie auswachsen!

Nach diesem Zwischenfall fahre ich in der Zitierung der Berliner Kritik fort. Die *'Zeit am Montag'* schrieb:

EIN KULTURKÄMPFER. In Wien kämpft seit über zehn Jahren mit fast übermenschlicher Kraft und Ausdauer ein Mann gegen alles das, was der Durchschnittsmensch der Gegenwart »Kultur« nennt. Er gibt eine Zeitschrift, *'Die Fackel'*, heraus, ein Organ, das — fast ausschließlich vom Herausgeber selbst geschrieben — an Kühnheit und Selbständigkeit seinesgleichen sucht. Mit dieser Fackel leuchtet Karl Kraus der »Journaille«, der Moral, der Sittlichkeit und mit besonderer Vorliebe auch dem Generalpächter dieser und aller anderen Kulturmomente, Herrn Maximilian Harden, mit einer Dialektik heim, deren funkelnde Schärfe nicht einmal von der kristallinen Klarheit seines Stils übertroffen wird. Im besonderen liegt Karl Kraus seit Anbeginn seines Kulturkampfes in heftiger Fehde mit der »Kriminalität« die sich der »Sittlichkeit« als Büttel bedient, um gemeinschaftlich mit ihr das Recht abzumurksen. Auf diesem Gebiete hat er Unvergängliches vollbracht; erst späteren Generationen wird es ins Allgemeinbewußtsein dringen, was dieser Mutige für Recht und Menschentum geleistet hat. Sein Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« ist das Dokument eines wahrhaft überlegenen Geistes, der von der hohen Warte einer in sich starken und glühenden Persönlichkeit die Vorgänge auf dem Theater unserer Kultur an sich vorübergleiten läßt. Man schlage einmal den Band »Sittlichkeit und Kriminalität« auf und lese das Kapitel »Ein Unhold«. Hier hat Kraus gelegentlich eines kriminellen Falles mit Meisterschaft die empörende Gemeingefährlichkeit der Strafgesetze und deren Anwendung durch »gelehrte« Richter aufgezeigt — eine Rechtspflege, gegenüber welcher zuweilen die Lynchjustiz ein Ziel aufs innigste zu wünschen wäre, da sie ihr Opfer wenigstens auf der Stelle vernichtet, anstatt es jahrelanger, ja selbst lebenslanger Grausamkeit auszuliefern. — Die Gerichtspsychiatrie nennt Kraus einmal das unterhaltendste Gesellschaftsspiel und zum Thema der berüchtigten Unzuchtspargraphen äußert er sich wie folgt:

»Der Gesetzgeber, der heute so ahnungslos am Geschlechtsleben herumstümpert, könnte sich wohl nützlich machen, wenn er ins freie Feld der Lust die Vogelscheuche des Paragraphe stellt, aber um nur drei Rechtsgüter zu schützen: die Gesundheit, die Willensfreiheit und die Unmündigkeit.«

Daß ein Mann von dieser Artung vom Gros der Reporter mit Elan totgeschwiegen wird, versteht sich von selbst und ist neben ihrer Befürchtung, gelegentlich selbst einen Hieb abzubekommen, zum nicht geringen Teil wohl auch in der bitteren Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit begründet. So ist es denn auch erklärlich, daß die Mehrzahl der Blätter, die mit Wonne halbe Spalten über Gesangsvereinsfestlichkeiten berichten, von Kraus keine Notiz nahmen, als er am Donnerstag bei Cassirer aus seinen Schriften vorlas. Lediglich das *'Berliner Tageblatt'* brachte es über sich, in bescheidenen Grenzen dem Geist zu geben, was des Geistes ist ...

Der zweite Vortrag hat am 17. Januar über Einladung des Vereins »*Freie Studentenschaft der Universität Berlin*« — gleichfalls im Salon Cassirer — stattgefunden. Ich las, vor einem ungewöhnlich empfänglichen Auditori-



um, Aphorismen, »Die Entdeckung des Nordpols«, die »Molybdänomantie« (aus der ersten Harden—Schrift) und zum Schluß aus dem Harden—Lexikon.

Am dritten Abend — im »Verein für Kunst« am 20. Januar, las ich einige Aphorismen, den »Fortschritt« die »Welt der Plakate« und die »Chinesische Mauer«. Über diesen Vortrag erschien noch ein Bericht in der '*Deutschen Tageszeitung*':

KARL KRAUS AUS WIEN, der Fackel—Kraus, von dessen eigenartigem Schaffen und Wesen wir unsere Leser nicht ungern wiederholt unterrichtet haben, las am Donnerstag im Kunstsalon Cassirer Aphorismen und Satiren vor. Die sehr elegant in Stahl gearbeiteten Gedanken des Wiener Gastes, lauter mit Dynamit gefüllte Kunstwerke, wirken vom Katheder aus nicht mit der dämonischen Gewalt, die sie auf den Leser ausüben. Nur die gröberen, die handgreiflichen Pointen zünden, und das ist in unserem Fall schade, weil sie kein klares Bild des Verfassers geben. Dieser kluge Kopf muß, zumal für die Zwecke seiner Vorlesungen, die Gesetze der Bühnenoptik noch genauer studieren. Im Lampen— und Rampenlicht, vor einem Parkett, wirkt nur der sinnfällige, bunt aufgeputzte, nie der innere Witz. — Lebhafteren Anklang landen denn auch zwei leicht verständliche Satiren: eine reichlich boshafte, wenn auch vielleicht nicht hinreichend wuchtige Verhöhnung der Fortschrittsmeierei und eine lustige Attacke auf die großstädtische Plakatwut. Völlig in seinen Bann riß Kraus die Hörer dann mit seinem gefährlichen, starken und glitzernden Pamphlet von der chinesischen Mauer! Man kann die Prämissen und Folgerungen des Verfassers durch die Bank ablehnen; kann seine heinische Meinung, daß das Christentum an der Unterdrückung und Verdunkelung des gesunden Liebesinstinkts schuld sei, als unwissenschaftliches Paradox ablehnen (schuld ist die Entartung der Rasse durch die Stadtkultur und die Entwöhnung der Menschen von adeligem Menschen— und Männerwerk) — man kann, wie gesagt, ein grundsätzlicher Antipode des Vortragenden sein, und muß seiner wahrhaft bezwingenden Stilgewalt doch herzliche Bewunderung zollen. Kraus ist ein ebenso kluger wie inniger Vorleser; er beherrscht den Gedanken wie die Technik, ihn durchs gesprochene Wort zu gestalten. (Was man bei guten Schreibern bekanntlich sehr, sehr selten findet.) Die Stunde, die uns der Wiener geschenkt hat, ist eine der inhaltreichsten und kunstschnsten des Winters gewesen.

Vielleicht findet sich eine Gelegenheit, diese Vorlesungen in Wien zu wiederholen.

\*

Eine Entschuldigung <sup>1</sup>:

Literatur ist, wenn ein Gedachtes zugleich ein Gesehenes und ein Gehörtes ist. Sie wird mit Aug' und Ohr geschrieben. Aber Literatur muß gelesen sein, wenn ihre Elemente sich binden sollen. Nur dem Leser (und nur dem, der ein Leser ist) bleibt sie in der Hand. Er denkt, sieht und hört, und empfängt das Erlebnis in derselben Dreieinigkeit, in der der Künstler das Werk gegeben hat. Man muß lesen, nicht hören, was geschrieben steht. Zum Nachdenken des Gedachten hat der Hörer nicht Zeit, auch nicht, dem Gesehenen nachzusehen. Wohl aber könnte er das Gehörte überhören. Gewiß, der Leser hört auch besser als der Hörer. Diesem bleibt ein Schall. Möge der stark ge-

---

1 Als Einleitung des ersten und des zweiten Leseabends gesprochen.

[KK]

nug sein, ihn als Leser zu werben, damit er nachhole, was er als Hörer versäumt hat.

\* \* \*

## "Rhabarber"

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Das wohltuende Abführmittel murmelnden Gemunkels sollten Komödianten allein verabreichen dürfen? Wir Literaten sind doch auch da! Und wenn man an Lebenden nur mit Vorsicht rhabarbert, so schmeckt es bei Toten noch besser. Solch literarisches Leichengift spendete kürzlich der bekannte Freigeist aus der bajuvarischen Walhalla, Herr Michael Georg Conrad. Er kramte in alten Briefmappen und suchte schriftliche Übungen des seligen Hartleben hervor, den er höchst zärtlich schildert als ein weiches »Gemüt« von »vornehmer Denkgungsart«, die sich leider an »allerlei Plebejismen im literarischen Leben stieß«. Aber Conrad stößt sich nicht daran, alle Schimpfereien des zartbesaiteten Otto Erich gegen andere als Wahrheitsevangelium der Öffentlichkeit mitzuteilen. Den auf rein persönlichen Ursachen beruhenden Schwatz bietet er als klassischen Beitrag zur literarhistorischen Wahrheit an, obschon jeder Vernünftige derlei einseitiges Gemunkel eben nur als »Rhabarber« genießen sollte. Und einen saftigen setzt Conrad vor, indem er feierlich den »Invektivenhagel« berichtet, den H. in zwei Briefen gegen mich gerichtet habe. Er schmatzt vor Behagen. »Der Brief eignet sich *noch nicht* zur Veröffentlichung wegen überdeutlicher Hinweise auf noch lebende Personen«. Wer Beleidigungen eines Toten gegen einen Lebenden ausspielt, macht sich dafür verantwortlich. Aber C. scheut sich auch nicht, einen Gifterguß des Toten gegen den toten Hermann Conradi wörtlich zu rhabarbern: er sei eine »geistig, gemütlich, leiblich mißgeborene Persönlichkeit« gewesen, außerdem »feige und niederträchtig«. Nun, auch der Schimpfheilige schloß ja lange den hurtigen Mund und wir achten die Ruhe der Toten. Weswegen M. den unglücklichen Conradi »feige und niederträchtig« nannte, darüber wollen wir schweigen. Wie würde es H.'s Freunden gefallen, wenn ich einen Stoß Briefe Conradis über ihn veröffentlichen wollte, worin die schlimmsten Injurien unseres geliebten Deutsch als abschließende Urteile stehen? Wenn aber ein Toter verunglimpft wird durch einseitigen Klatsch eines Toten, der nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden kann, so verspreche ich dafür Herrn M. O. Conrad, der ja noch jüngst laut Briefs eines Bekannten sich mit so viel Liebe und Treue unserer einstigen Bruderschaft erinnerte, daß noch vor meinem Tode dokumentäre Aufklärung über alle »jüngstdeutsche« Literaturentwicklung erscheinen soll, vielleicht etwas anders, als dem Grundsatz *Mundus vult decipi* beliebt. Nie aber werde ich mich herbeilassen, Verleumdungen aus Privatbriefen der Neugier preiszugeben. Ein Conradi stand denn doch zu hoch über einem literarischen Vertreter des Bierulks, als daß man solche Verschiebung des »Pathos der Distanz« dulden dürfte! Die damalige Sturm— und Drangperiode forderte freilich von jedem ethische

Opfer. Aber den auf der literarischen Tafel eingeführten Rhabarber weisen wir zurück!

Zürich.

*Karl Bleibtreu*

\* \* \*

## **Erklärung**

Zu Herrn Herwarth Walden, den wir durch unsere Mitarbeiter-schaft zu wiederholten Malen in den Augen der Halbkultivierten kompromittiert haben, kommen zwei Kaufleute und fordern ihn auf, die Chefredaktion einer dem französischen 'Le Théâtre' nachgebildeten Zeitschrift zu übernehmen. Herr Walden setzt den Herren auseinander, daß er sich zu einer derartigen Illustrierten Zeitschrift nur dann verstehen könne, wenn sie in einer streng künstlerischen und durchaus vornehmen Form gehalten sei, legt ihnen zahlreiche Nummern der früher von ihm geleiteten Zeitschriften vor, deren Ton und Inhalt die Herren als für die neue Zeitschrift maßgebend anerkennen. Zum Überfluß macht Herr Walden die Herren mit dem skandalösen Benehmen bekannt, das die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger seiner streng künstlerischen Haltung wegen ihm gegenüber an den Tag gelegt hat. So auf das Genaueste informiert, engagieren die beiden Kaufleute Herrn Herwarth Walden auf mehrere Jahre unkündbar als Chefredakteur. Darauf versieht er die Herren, die zunächst nicht viel mehr wußten, als daß sie eine Theaterzeitschrift haben wollten, mit Ideen und Anregungen. Die neue Zeitschrift, die auf Herrn Waldens Vorschlag den Titel 'Das Theater' erhält, erscheint vom 1. September 1909 ab als Halbmonatsschrift, findet im In- und Ausland eine große Verbreitung und genießt den Beifall der maßgebenden künstlerischen Kreise.

Aber schon am ersten Tage stellt sich heraus, daß die Herren Kaufleute Neigung haben, sich nach bekanntem Muster, jedoch mit vermehrtem Eifer, in die redaktionellen Angelegenheiten einzumischen. Sie erlauben sich Kritiken über unsere Mitarbeiter-schaft und geben immer deutlicher zu verstehen, daß sie die Zeitschrift im Geschmack eines Familienblattes gehalten wünschen. Sie gebärden sich ganz so wie Leute, die es nicht länger erwarten können, daß die Redaktion Bilder gegen Bezahlung veröffentlicht und die Nennung von Konfektionsfirmen gegen pekuniäre Leistung einführt, was ja schließlich vom Standpunkt der Kaufleute einen reellen Handel und keine Korruption bedeutet. Schließlich gehen die Herren so weit, daß sie ihren Redakteur anweisen, er möge seine Mitarbeiter zu einem dem Fassungsvermögen der Verleger angepaßten Stil anhalten. Als sich Herr Walden auch in diesem Falle gänzlich abgeneigt zeigt, entschließen sich die Kaufleute, die inzwischen in Berlin — die Herren waren fremd am Platze — Fühlung mit den verständnisvollen und gefügigen Literaten bekommen haben, eben jenen Kontraktbruch zu begehen, den die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger ihnen so schön vorgemacht hat, und entlassen den unbequemen Redakteur. Sie entlassen ihn, nicht ohne ihm vorher einen Artikel zensuriert und dafür seinen Herausgebernamen mit einer Schneiderreklame und

ähnlichen Beiträgen in Verbindung gebracht zu haben. Der Fall ist eine autorrechtliche Novität; aber sie wußten bereits, daß sie dabei des Beifalls und des »Ahas« aller jener gewiß sein würden, denen wir Mitarbeiter von jeher fatal waren. Wir stellen in diesem Ereignis die Logik der Zeitläufte fest. Es kann gar nicht anders sein, als daß Konfektionäre sich in die Angelegenheiten der Kunst und Literatur einmischen. Und wenn diese Herren, die einen Redakteur mit einem Kommiss verwechseln, weil sie geistige Stoffe nicht mit der Elle messen können, von uns verlangen, wir möchten so schreiben, daß wir sogar ihnen verständlich sind, so wollen wir uns wenigstens einmal so ausdrücken, daß sie nicht im Zweifel über das sind, was wir meinen. Wir sagen also: Auf diesen Abschluß brauchen sich die Herren Kaufleute nichts einzubilden. Er ist unlauterer Wettbewerb mit Herrn Nissen. Aber auch auf die Zufriedenheit der Kundschaft, die wir bekämpft haben und weiter bekämpfen werden, brauchen sie sich nichts zugute zu tun. Solche Späße werden wir noch öfter erleben, und dabei die notwendige, wenn auch lästige Bekanntschaft einer Sorte von Menschen machen, die glauben, sie könnten uns dazu benutzen, für den schlechtesten Teil des Publikums Pöfelware zu liefern. Auf den Kontraktbruch dieser Prinzipale, die vor jedem Schmock und Rekordlibrettisten zittern, waren wir von der ersten Nummer an gefaßt. Ein Dutzend in Freiheit redigierter Nummern — wenn das der biedere Nissen erlebt hätte — der nur bis drei zählen konnte!

*Dr. Rudolf Blümner, Dr. Alfred Döblin, Dr. S. Friedlaender, Ferdinand Hardekopf, Dr. Siegmund Kalischer, Rudolf Kurtz, Else Lasker—Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Mario Spiro, Felix Stössinger.*

Dieser Erklärung habe ich bloß eine Aufklärung beizufügen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist jetzt in Deutschland die Überwachungswut ausgebrochen. Dem Redakteur der Bühnengenossenschaftszeitung war und ist ein Mime als »Überwacher« zur Seite gestellt, und da und dort erklären sich auch die Vertreter der anderen intelligenten Berufe bereit, die Überwachung der unbotmäßigen Schriftsteller zu übernehmen. Es gibt — bei dem gleichzeitigen Anwachsen der Zeitschriftenindustrie — kaum einen Zigarrenhändler mehr, der nicht daheim seinen Redakteur im Kotter hätte, und namentlich haben sie es auf die Lyrik abgesehen, soweit sie nicht sachlichen Beweggründen entspringt, nicht den Zwecken der Gemeinverständlichkeit zustrebt und überhaupt über das erweislich Wahre hinausgeht. Mit einem Wort, ihr Verständnis für Kunst reicht so weit, daß ihnen das »ich weiß nicht, was soll es bedeuten« eben noch als lyrischer Gedanke einleuchtet, aber sonst nur die Lage bezeichnet, in der sie sich gegenüber der Lyrik befinden. Nun habe ich nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Weltanschauung des Kofmich, wenn sie uns Automobile baut, für akzeptabel halte, weil wir ihr dann umso prompter entfliehen können. Aber wenn es ihren Einbruch in das Geistesleben, wie er sich im neuen Deutschland donnerwetter—tadellos vollzieht, abzuwehren gilt, so tue ich mit. Ich habe mich jetzt während eines längeren Aufenthaltes in Berlin davon überzeugt, daß die Zustände düster sind, daß sogar die Plakatierungsinstitute sich eine Zensur der Autoren anmaßen und daß allenthalben in der Bürgerschaft das Streben vorwaltet, der Polizei den geistigen Teil ihrer Arbeit abzunehmen. Wurde einst irgendwo in Deutschland ein Redakteur in Ketten über die Straße geführt, so läßt man jetzt keinen Künstler ohne Überwacher ausge-

hen. Nun wird die 'Fackel' bekanntlich von einem Manne redigiert, der keinen Zigarrenfritzen fragen muß, ehe er ein Gedicht von Else Lasker—Schüler zum Druck befördert. Sie ist deshalb wie keine andere Zeitschrift in der Lage, die Überwachung der Überwacher zu übernehmen. In Österreich, wo die Straßen in schlechtem Zustand sind, vernachlässige ich seit langem meine Pflicht, indem ich philosophische Anwandlungen bekomme. Für Deutschland bin ich noch straßenkehrerischer Anwandlungen fähig. Ich kann nicht leugnen, daß ich seit einiger Zeit bedenklich über die Grenze schiele. Solche Irridenta wäre meinen Landsleuten bequem, und ich werde sie eben darum nicht im Stiche lassen. Wenn aber den Berliner Literaturkaufleuten mein Übertritt unbequem sein sollte, dann kann ich sie nur ersuchen, alles zu unterlassen, was mich anregen könnte. Während mich in Wien oft die stärkste Korruption nicht mehr aufpulvern kann, wirkt in Deutschland die kleinste Reklamenotiz, mit der man einem Redakteur in sein geistiges Gebiet gefuscht hat, auf mich wie ein Lebenselixier. Man muß also in der Dosis vorsichtig sein. Namentlich jene Wiener Herren, die ihren Charaktermangel bereits dem Berliner Betrieb angepaßt und ihre Tantiemenpolitik mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet haben, möchte ich nicht in der Hoffnung lassen, daß mich das Gefühl der Landsmannschaft und die Freude des Wiedersehens völlig übermannen und daran hindern werde, in der neuen Aufmachung den alten Dreck zu erkennen. Und nun, nachdem ich so die einen auf meine Schwächen aufmerksam gemacht, die andern an sie erinnert habe, hoffe ich, daß sich ein gedeihliches Zusammenarbeiten erzielen lassen wird.

*Karl Kraus*



## **Glossen**

*Von Karl Kraus*

Während ich von Wien abwesend war, ist Herr Max Kalbeck sechzig Jahre alt geworden. Oder habe ich dieses Fest noch mitgemacht? In meinem Material finde ich einen Ausschnitt aus dem Neuen Wiener Tagblatt mit Versen, die Herr Eduard Pötzl nicht umhin konnte an den Gefeierten zu richten. Es ist fatal. Wenn man durch dieses Gedicht nicht wieder an all das erinnert würde, was Herr Kalbeck in den verflossenen sechzig Jahren geleistet hat, man würde sich fast bewogen fühlen, ihm die notwendige Ehrfurcht zu erweisen. Aber wer an der Schwelle des Greisenalters steht, soll sich vor allem selbst die Stiefel abputzen. Mit dem Respekt vor den Jahren ist's eine eigene Sache. Wenn einer ein Greis wird, wollen wir ihn gern schonen, aber nur unter der Bedingung, daß wir ihm seine Jugend verzeihen und sein reiferes Mannesalter verübeln dürfen. Herr Pötzl nun, der auch nicht mehr zu den Jüngsten zählt und den trotzdem manchmal noch eine tolle Lust packt, miserable Verse zu machen, Herr Pötzl apostrophiert seinen Redaktionskollegen wie folgt:

Du Hüne lebst ein vierfach Leben  
Als Kritiker, als Librettist,  
Und zur Musik ist dir gegeben,  
Daß du ein echter Dichter bist.

Darum sei es wünschenswert, daß Herr Kalbeck hundert Jahre alt werde. Gewiß; man bedenke aber, daß Herr Kalbeck in erster Linie Dichter ist.

Dann erst Kritiker und infolgedessen Librettist. Da diese beiden Berufe in Wien zusammenfallen, so würden die vierzig Jahre fast ausschließlich der 'Lyrik' gehören. Wenn Herr Kalbeck trotzdem nicht auskommen sollte, so meint Herr Pötzl sinnig:

Dem *Dichter* winkt Unsterblichkeit!

Herr Pötzl hat die Geste mißverstanden. Die Unsterblichkeit winkt Herrn Kalbeck ab. Seit Jahrzehnten macht er Annäherungsversuche. In den Konversationslexikons, in welche die Cliques des Nachruhs ihre Nullen einschmuggeln dürfen — dieser besondere Betrug am deutschen Volk lohnte seine Enthüllung —, ist Herr Kalbeck ein größerer Dichter als Jean Paul und nimmt mehr Raum ein als Lawrence Sterne. Würden die Herren, wenn sie ihren Nachruhm erlebten, ihre Wunder erleben! Vierzig Jahre mögen diese Größen noch wirken, in zehn werden sie tot sein. Dieser Herr Kalbeck, der sich von Herrn Salten höchstens dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß er ungeschickter ist, ein paar Bücher wirklich gelesen hat und in der deutschen Grammatik Bescheid weiß, wird in der Biographie Hugo Wolfs unter den Zeichen einer bösen Zeit auf die Nachwelt kommen und seinen Ehrenplatz behalten unter den Hindernissen der Entwicklung und unter den Plagen eines Künstlerlebens. Daß sich die musikalischen Vereine zu Kundgebungen für Herrn Kalbeck herbeiließen, beweist höchstens, daß Vereine die Kraft haben, mit den Resten von Geschmack, Anstand und Gesinnung, über welche Mitglieder verfügen mögen, aufzuräumen. Es ist ein Symptom des sozialen Lebens dieser Stadt, daß einer nur sechzig Jahre alt werden muß, damit zu seiner Ehre die ganze Unehrllichkeit aufgeboten wird, über die das soziale Leben dieser Stadt verfügt. Die Stellung des Publikums zur Persönlichkeit: man haßt und schweigt. Die Stellung des Publikums zur »bekannten Persönlichkeit«: man schimpft und gratuliert. Denn wer gratuliert, kommt in die Zeitung. Die Wände der geistigen Aborte sind immerzu mit Namen vollgeschmiert. Und das Neue Wiener Tagblatt unterscheidet sich von der Neuen Freien Presse nur dadurch, daß es auch zu den Geburtstagen seiner Redakteure die Ehrgeizigen zuläßt, während die Kollegin erst die Todestage ihrer Mitarbeiter zum Vorwand nimmt, ihre Hausmacht zu vergrößern. Seit Jahren tobt ein Wettstreit zwischen den Gratulanten des Herrn Singer und den Kondolenten des Herrn Benedikt. Jener verspricht seinen Redakteuren bei Lebzeiten die Nachwelt, ist aber nicht in der Lage, sein Versprechen zu halten. Dieser schweigt seine Leute aus Vornehmheit tot, und wenn sie es dann sind, wird er den Traditionen einer Zeitung gerecht, die sich seit jeher als ein wahres Nachweltblatt bewährt hat. Ein Feuilletonist der Neuen Freien Presse arbeitet für geringen Lohn und schlechte Behandlung, aber für die sichere Aussicht auf Unsterblichkeit. Dem Mitarbeiter des Neuen Wiener Tagblatts wird sie in trügerischen Reklamentizen vorgespiegelt, aber der Chef, heißt es, zahlt besser und versteht es, durch urbane Umgangsformen auch die Gegner einer geistigen Büroarbeit für sich gewinnen. Während Herr Benedikt durch sein eigenwilliges Temperament auch die Juden erbittert, soll es Herrn Singer gegeben sein, auch die Christen zu versöhnen, indem sich seine Kontrolle des redaktionellen Tuns und Lassens, höchstens zu der Frage: Weiß ich? versteigt. Unter seiner schmunzelnden Ägide dürfen sie Gesellschaftsspiele einer gegenseitigen Belobung aufführen, die weit und breit duftet, während sie sich vor dem Eigenlob, auf das der Herausgeber der Fackel angewiesen ist, die Nase zuhalten müssen. Herr Singer ist ein Förderer philanthropischer Ideen und ein Schützer der redaktionellen Eintracht. Darum ist vor allem Herrn Kalbeck ein Adjutant zugeteilt, der so musikalisch ist, daß er ein gutes Gehör selbst für jene Reklamewünsche hat, die nicht ausgesprochen werden. Er besorgt monatlich ein-

mal die Aufgabe, den Ruhm zwischen Brahms und Herrn Kalbeck so zu verteilen, daß diesem der Anteil zufällt, der in der Sprache der Löwys der Löwenanteil heißt. Zwischendurch interviewt er Herrn Richard Strauß, und da von solchem Gespräch nichts für Herrn Kalbeck abfallen kann, wird es so geführt, daß wenigstens Herr Pötzl etwas davon hat und daß der Komponist der Salome unversehens seine Leidenschaft für den Autor des Herrn Nigerl einbekennt. Herr Pötzl, der die Feuilletonrubrik wahrscheinlich gerade an dem Tage nicht redigiert, an dem die wertvolle Arbeit in Druck geht, ist natürlich beim Morgenkaffee hoch überrascht und beschließt aus Bescheidenheit, stets pünktlich ins Büro zu kommen, damit nicht wieder ein belegtes Schmalzbrot durchrutschen kann. In anderen Rubriken vermag er natürlich nichts zu verhindern, und wie peinlich es ihm war, daß einmal der Vortrag eines Vereinsmeiers zitiert wurde, der ihn den bedeutendsten österreichischen Humoristen und ein »gottbegnadetes Talent« genannt hatte, das läßt sich nicht beschreiben. Herr Kalbeck ist »selbstredend« (wie sein Adjutant sagen würde) erst recht wehrlos. Er bespuckt ruhig in seinem Ressort den toten Hugo Wolf: kann er ahnen, daß der Nachbar inzwischen den lebenden Kalbeck bekränzt? Hier winkt dem Dichter Unsterblichkeit, daneben winkt er ihr, dort winken ihm die Gratulanten, und wo alles winkt, kann Herr Singer allein nicht wanken und breitet die Hände, die so gern zwischen Jacke und Weste geblieben wären, zum Segen: Kinder, lobts euch, ich bin der Präsident der internationalen Preßvereinigung, der euch herausgeführt hat aus dem Lande der Knechtschaft, nehmts euch die Druckerschwärze, schmierts das Publikum an, seids einig — nach zehn Jahren kräht ohnedies kein Hahn mehr nach euch!

\* \* \*

»Um ein Beispiel zu haben, was die Wiener Urania zur Darstellung bringt«, sagte Herr Pötzl, »braucht man nur einen Blick auf ihr Repertoire vom 2. bis 9. Jänner dieses Jahres zu werfen. Man findet da: Das Meer und sein Leben. — Schillings: Tierleben der ostafrikanischen Wildnis. — London, Glanz und Schmutz der Millionenstadt. — Ein Ausflug in außerirdische Welten. — Richard Wagner. — Das alte Athen. — Eine Stunde in Pompeji. — Der Halley'sche Komet. — Japan, das Land der aufgehenden Sonne. — Aus Grados Fischer— und Badeleben. — *Die Ungeheuer der Vorwelt*. — Lebensbilder aus dem Aquarium und Terrarium. — Durch die nubische Wüste. — Momentbilder aus Sizilien. — *Wien und die Wiener*.«

Ja, das Programm der Urania ist bunt; aber was zusammengehört, sollte auch beisammen stehen, damit man einen leichteren Überblick bekomme. Mir scheint der Teil, der den prähistorischen Anschauungsunterricht bietet, am dankenswertesten. Wie ich Herrn Pötzl kenne, ist auch er besonders für die Ungeheuer der Vorwelt eingenommen. Er ist ja ein enragierter Lokalpatriot. Daneben freilich hält er es mit den Kleinigkeiten der Nachwelt. Er wünscht zum Beispiel, daß sich die neue Wiener Urania gleich der Berliner Kollegin mit »Wildenbruchs herrlichem Prolog« eröffnen lasse. Das bringt mich sogar auf die Vermutung, daß er wirklich der Überzeugung ist, seinem Büronachbarn Kalbeck winke die Unsterblichkeit.

\* \* \*

## Das moderne Theater:

»Im Münchener Residenztheater wurde 'Der Widerspenstigen Zähmung' zum ersten Male nach dem Original mit Vorspiel und Nachspiel gegeben. Die neuen Dekorationen und Kostüme waren von Robert Engels nach den Prinzipien des Münchener Künstlertheaters im Stil der Reliefbühne entworfen. Besonders eine Gartenszene mit Pergola und Springbrunnensilhouette, ein liebliches Bild voll sonniger italienischer Heiterkeit verdiente höchstes Lob. Von den Darstellern leisteten ... «

\* \* \*

Der weiche Hermann Bahr, der sich von allem beeindruckt läßt, sogar von mir, und jedes Ding beim Namen nennt, außer mir, hat eine Vorlesung mit gemischtem Programm gegeben. Er las Tolstoi und Salten. Dazwischen waren Übergänge notwendig, umsomehr, als Tolstoi Urchrist und Salten nicht nur Zionist, sondern sogar Librettist ist. So las er denn Kürnberger. Aber zwischen Kürnberger und Salten waren wieder Übergänge notwendig. So las er denn den Bischof Kepler, der ein trostloses Buch über die Freude geschrieben haben soll. Aber selbst zwischen dem Bischof Kepler und Salten waren noch Übergänge notwendig. Und Bahr verzweifelte nicht, sondern las Kahane. Das ist ein Liedersänger. Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll. Er wirkt, wie die Neue Freie Presse verrät, als Dramaturg bei Reinhardt; was aber ein rechtes Singvögelchen ist, verstummt auch in der Gefangenschaft nicht. Es war ein bunter Abend. Zum Schlusse sollen die Hörer den Eindruck gehabt haben, daß Herr Bahr eine »reiche Erscheinung« sei. Er lese seine Dichter so, »als entdecke er ihre Schönheiten zu seiner eigenen Verwunderung eben zum erstenmal«. Natürlich, setzt die Neue Freie Presse aufklärend hinzu, »hat er sie längst entdeckt«. Alle. Und wie er die Individualitäten auseinanderhält! Ein echtes weibliches Naturell ist im Verkehr mit einem geistlichen Herrn anders, als mit einem Kommerzienrat, und wieder anders mit einem Dichter. Nur die Zeugen werden ein wenig verwirrt. Später einmal sagt der schlechte Ruf, Herr Bahr habe sich mit dem Urchristen Salten, dem Librettisten Tolstoi und dem Erzbischof Kahane eingelassen.

\* \* \*

»Und wenn Karl Kraus in der nächsten 'Fackel' die Behörde von oben bis unten mit Salpetersäure begießt <sup>1</sup>, so sind es die Begossenen zuerst, die darüber lachen.« So schreibt der Wiener Korrespondent der 'Frankfurter Zeitung' zur Affäre des »Feldherrnhügels <sup>2</sup>«. Er ist über meine satirischen Absichten nicht genau informiert. Ich interessiere mich für die prinzipiellen Fragen der Geistesfreiheit erst in zweiter Linie; zunächst sehe ich, daß Herr Roda Roda, der die Militärlieferungen für Humor hat, seit mehreren Wochen im Mittelpunkt der österreichischen Debatte steht. Die schuldtragende Polizei

1 Diese hier als Trope zu verstehende Redewendung wurde im bunten Deutschland im Zuge der kulturellen Bereicherung durch Anhänger der minderwertigen Kultur Islam zur grausamen Wirklichkeit: Im Fall einer »ungehorsamen« Ehefrau besprühte ein Mohammedaner deren Gesicht mit **Salzsäure**. (Ein Hinweis aus der Praxis: Schwefelsäure ist noch stärker und aus Autobatterien leicht zu gewinnen.) Im letzten FACKEL—Heft wird von der Redensart »Salz in offene Wunden streuen« gesprochen und wie sie zur Wirklichkeit im anderen Faschismus wurde.

2 Eine Militärkomödie von Roda Roda und Carl Rössler



war offenbar von der Absicht ausgegangen, die öffentliche Aufmerksamkeit von jenem seriöseren Oberleutnant <sup>1</sup> abzulenken, der es heute ertragen muß, daß man die Gräber seiner Braut und seines Vaters öffnet. Es ist der Behörde nun zwar nicht gelungen, das gesuchte Zyankali auch nur in Hofrichters Vorleben zu finden, wohl aber hat sie Spuren von Humor in einem Werk des Herrn Roda Roda entdeckt, und durch eine Art geheimen Verfahrens, mit der sie den »Feldherrnhügel« unterdrückte, erreichte sie es glücklich, daß die allgemeine Teilnahme von dem Opfer der Militärjudikatur abließ, um sich auf das Martyrium eines Schnurrenlieferanten zu werfen. Hätten die Behörden Herrn Roda Roda um seiner selbst willen unterdrückt, so wäre allerdings Salpetersäure zu schwach. Aber nicht, weil sie die Gefahr der Schnurre überschätzt, sondern weil sie die Gefahr der Reklame unterschätzt hätten. Denn der österreichischen Bevölkerung geht der Fall Roda Roda wirklich nahe, dies Schicksal zerrt an den Nervensträngen, und die Vertreter des Schrifttums erheben sich — unter der bekannten Devise: es geht jeden an, auch den, den es gar nichts angeht — wie ein Mann, um den gegen die Freiheit des dichterischen Schaffens geführten Schlag abzuwehren. Wollte die Behörde diesen Effekt, wollte sie ein wenig vom Fall Hofrichter ablenken, so hat sie eine ganz sinnvolle Schlechtigkeit verübt. Wollte sie es nicht, so hat sie eine Dummheit erster Güte begangen. Denn nun werden wir den Namen Roda Roda überhaupt nicht mehr los! Mußte man ehemals schon zu den Wölfen fliehen, um keine Anekdoten von der Militärgrenze lesen zu müssen, so ist jetzt Österreich vollends unwirtlich geworden. Kein Tag mehr, ohne daß wir von den Hoffnungen, Entwürfen, Enttäuschungen, Plänen, Protesten, Prozessen der Autoren des »Feldherrnhügels« in Zuschriften, Gutachten und Interviews unterrichtet werden, von ihrer Unbeugsamkeit im Kampf um das gestörte Tantiemenvergnügen, von ihrer Bereitschaft, die heiligsten Güter in Sicherheit zu bringen und lieber durchzufallen als zu weichen. Kein Tag, ohne daß von geballten Fäusten die Garantien eines geregelten Theatergeschäftes gefordert werden, just, als ob es die Reform des Militärstrafprozesses gelte. Vielleicht wollte die Behörde das. Aber dann möchte ich ihr doch raten, bei der Wahl ihrer Opfer künftig vorsichtiger zu sein. Es ist jammervoll, wie schlampig in Österreich bei der Vergebung eines Martyriums vorgegangen wird. Man sieht sich die Leute gar nicht an!

\*

»Peary ist von dem Herzog der Abruzzen als Nordpolentdecker anerkannt worden.« Cook von dessen Untertanen.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**

<sup>1</sup> Hofrichter, s. Heft 292 »Zyankali« # 01

Der Herausgeber der Fackel' ersucht, die Einsendung von Manuskripten oder Zeitungsausschnitten, Lieferung von »Material«, Übermittlung von Billets, Einladungen, Rezensionsexemplaren, Talentproben, Mitteilungen irgendwelcher Art zu unterlassen.

Manuskripte, die ohne Aufforderung an die 'Fackel' gelangen, werden vernichtet, wenn ihnen nicht ein frankiertes und adressiertes Kuvert für die Rücksendung beiliegt.

Die Verleger der Provinzblätter werden ersucht, von der Zusendung jener Nummern, die nicht Belege für die Inhaltsangabe der 'Fackel' sind, abzustehen.

Mitteilungen administrativer Natur, Abonnementsaufträge u. dgl., die statt an den Verlag an die Redaktion oder an die Privatadresse des Herausgebers gelangen, werden nicht berücksichtigt.

Abonnenten wird anheimgestellt vor Ablauf der Bezugsfrist den betreffenden Teilbetrag zurückzuverlangen, wenn Ihnen der Bezug der Zeitschrift aus irgend einem Grunde nicht mehr erwünscht ist. Das gleiche Recht der Sistierung eines Abonnements behält sich der Verlag vor.

**Redaktion und Verlag der 'Fackel'.**